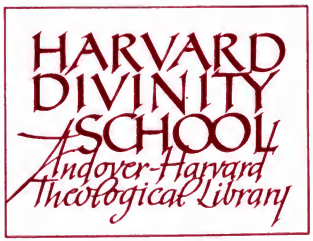
Über David Friedrich Strauss

Kuno Fischer

Digitized by Google



Digitized by Google

Über

David Friedrich Strauß.

Gesammelte Aufsätze

von

Kuno Fischer.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1908.

Verlags-Archiv Nr. 199.

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

B
3343
.F57

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7
1. David Friedrich Strauß als Biograph 15
2. Ulrich von Hutten von David Friedrich Strauß 28
3. Huttens Gespräche, übersetzt und erläutert von David Strauß . . 71
4. David Friedrich Strauß und Hermann Samuel Reimarus . . . 88
5. Strauß' Leben Jesu 103
6. Voltaire, dargestellt von Strauß 127
Anhang: Eine Epistel von Strauß an Kuno Fischer 142

Digitized by Google

Einleitung.

Zu den literarischen Plänen, deren Ausführung Kuno Fischer sich für seinen Lebensabend aufgespart hatte, gehörte eine eingehende Charakteristik von David Friedrich Strauß. Die Aufgabe, wie sie sich ihm hier unwillkürlich ergab, war eine zwiefache. In den Lebenserinnerungen, die er aufzuzeichnen gedachte, wollte er seinen persönlichen Erlebnissen mit Strauß einen eigenen Abschnitt widmen und ihm so ein Denkmal von Freundeshand setzen, das die Kenner von Strauß' „Literarischen Denkwürdigkeiten" als willkommene Ergänzung der hier entworfenen Schilderung begrüßt hätten. Aber nicht nur zum Verständnis des Charakters, sondern auch zur Würdigung des Talents und der Leistungen des oft verkannten Mannes wünschte Fischer das Seinige beizutragen: einen bedeutsamen Teil seiner Schriften hatte er bereits bei ihrem Erscheinen mit eindringenden Besprechungen begleitet, und mit den übrigen hatte er sich von jeher so anhaltend beschäftigt, daß ihm die Erweiterung seiner Aufsätze zu einer Gesamtdarstellung von Strauß' Lebenswerk genußreiche Arbeit in Aussicht stellte.

Die schwere Krankheit seiner letzten Jahre hat mit anderen Entwürfen auch dieses Vorhaben vereitelt. Der Verzicht auf den Beitrag, den Kuno Fischer zur Erkenntnis des Menschen Strauß liefern wollte, ist dadurch leider ein endgültiger geworden. Vorhanden aber sind glücklicherweise seine kritischen Abhandlungen: sie brauchten nur ihrer Verborgenheit in Zeitschriften entrissen zu werden, um zusammengefaßt ein überaus eindrucksvolles Bild von Strauß' literarischem Schaffen auf seinem Höhepunkte zu gewähren. War es ihrem Verfasser auch nicht mehr vergönnt, durch eine einleitende Betrachtung über Strauß als theologischen Kritiker seinen Studien die gewünschte Abrundung zu geben, so finden sich doch in diesen Arbeiten, besonders in der lichtvollen Rezension über das zweite „Leben Jesu", so wertvolle Fingerzeige hierüber, daß der Leser die Lücke nicht allzu schwer empfinden wird. Zur Vervollständigung in dieser Hinsicht kann ein rasch orientierender Blick auf die mannigfachen Äußerungen über Strauß dienen, die sich in dem großen Geschichtswerke Kuno Fischers eingestreut finden.

Digitized by Google

Diese den verschiedensten Zeiten angehörigen Hinweise zeigen recht schlagend, wie lebhaft ihm die Schriften seines Freundes stets vor Augen standen, wie freudig er jede Gelegenheit ergriff, an ihren bleibenden Wert zu erinnern. Nicht umsonst bekennt er in einer der hier gesammelten Abhandlungen, seit einer langen Reihe von Jahren fast keinen lebenden Schriftsteller mit so vieler Teilnahme verfolgt zu haben. In der Tat reichen die Eindrücke, die er von ihm empfangen hatte, in eine sehr frühe Zeit zurück: bereits seine ersten Versuche, mit denen er noch auf der Universität hervortrat, zeigen ihn von den beiden theologischen Hauptwerken von Strauß tief ergriffen. Damals lag ihm hauptsächlich daran, den philosophischen Konsequenzen, wie sie die Schlußabhandlung des „Lebens Jesu" und die entscheidenden Abschnitte der „Christlichen Glaubenslehre" entwickelt hatten, in der geistigen Bewegung der vierziger Jahre ihren Platz anzuweisen mit Rücksicht auf die prinzipielle Bedeutung, die sie für die Fortbildung der Hegelschen Philosophie gewonnen hatten; und zwar war dabei von vornherein das Bemerkenswerte, daß er ihren positiven Gehalt ins Feld führte gegen die radikalen Ausläufer der Hegelschen Schule, die an der Zerstörung der idealistischen Grundlagen des Systems arbeiteten. Erblickte er ein unzweifelhaftes Verdienst von Strauß darin, dem vorzeitigen Friedensschluß zwischen Wissen und Glauben den Boden entzogen zu haben, so betonte er doch andererseits ebenso nachdrücklich, daß sein Kampf sich nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die herrschende Theologie gerichtet habe. In diesem Sinne erkennt er das Fördernde der von Strauß geltend gemachten Gesichtspunkte an, preist er mit Wärme seine „berühmten und siegreichen Feldzüge". Daß er seine Auffassung der Religion nicht ganz zu teilen vermag, läßt er nichtsdestoweniger an manchen Stellen durchblicken: wer die späteren Ausführungen in Fischers zweiter Streitschrift gegen Schenkel liest, in denen er im Geiste Hegels die Vereinbarkeit von wahrem Pantheismus und echtem religiösen Christentum zu begründen sucht, wird klar erkennen, worin er mit Strauß' damaliger Position übereinstimmen und worin er von ihr abweichen mußte.

Rückhaltlos dagegen war die Zustimmung, mit der Fischer von Anfang an die gewaltige Tragweite der Forschung von Strauß auf *geschichtlichem* Gebiete begleitete. Was er hierüber 1864 im fünften der nachfolgenden Aufsätze ausgeführt hat, ist nur die reife Formulierung von Gedanken, deren Stichhaltigkeit sich ihm bei oft erneuter Prüfung in immer zunehmendem Maße bewährt hatte. Als „tiefgelehrt, klar, kritisch unerreicht" rühmt er schon 1847 das „Leben Jesu"; und wo immer er nachmals in seiner „Geschichte der neuern Philosophie" darauf zu sprechen kommt, da tut er es in Ausdrücken einer unwandelbaren Anerkennung für die *epochemachende* Bedeutung, die in der durchgreifenden Anwendung des Mythusbegriffs auf die evangelischen Berichte lag. Es erscheint ihm

Digitized by Google

nur berechtigt, daß das Auftreten des Straußischen Werkes die ganze geistige Welt bis in die weitesten Kreise hinein erschüttern mußte, „wie kein anderes Buch im Laufe des 19. Jahrhunderts“: mit diesen Worten hat er noch 1901 sein Urteil wiederholt.

Indem Fischer innerhalb der Entwicklung der Philosophie dem allmählichen Durchbruche der geschichtlichen Kritik auf dem Felde der Bibelforschung nachgeht, verweilt er zunächst bei dem theologisch-politischen Traktat von Spinoza, um eine Parallele zu ziehen zwischen der kritischen Betrachtung der biblischen Urkunden durch den großen Philosophen des siebzehnten und derjenigen durch den historischen Denker des neunzehnten Jahrhunderts: hier erscheint Spinoza in gewissem Sinne als der wichtigste Vorläufer von Strauß. Als er dann in Verfolgung der von Leibniz ausgegangenen philosophischen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts den Standpunkt von Reimarus zu kennzeichnen hat, darf er sich ausdrücklich auf die von Strauß gegebene „vollkommene Analyse und Würdigung“ berufen. In dem Werke über Kant führt er aus, wie die Probleme des kritischen Denkens zu einer entwicklungsgeschichtlichen Vorstellung der Dinge führen mußten, in deren Ausprägung das „kritische Zeitalter“ sich offenbare; und wieder ist es Strauß, den er unter den typischen Vertretern der modernen Wissenschaft nennt, um daran die Bemerkung zu knüpfen: „Ich spreche nicht von diesem oder jenem Ergebnis der Forschung, sondern von der kritischen Geisteskichtung, in welche auch die Gegner eingehen müssen, um die Resultate, denen sie abgeneigt sind, zu bekämpfen“. Und je mehr Fischers Darstellung sich der Gegenwart nähert, desto klarer tritt Strauß' Geistestat als eine vom Laufe der fortschreitenden Wissenschaft selber vorbereitete und geforderte Aufgabe hervor. Bei der Zeichnung von Schellings Gedankenwelt erinnert er verschiedentlich daran, daß dieser Denker in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ den erleuchtenden Begriff einer christlichen Mythologie eigentlich erst geschaffen, daß er weiterhin in einem bedeutsamen Ausspruch seiner „Philosophie der Kunst“ das Thema der bahnbrechenden Publikation von Strauß mit epigrammatischer Schärfe formuliert habe. Vor allem mußte erklärlicherweise der Hegel gewidmete Band des großen Werkes Kuno Fischer veranlassen, dem „durch sein Thema, seine Ergebnisse und seine bewunderungswürdigen literarischen Eigenschaften weltbewegenden, bis zum heutigen Tage durch seine Bedeutung fortwirkenden Werke“ von Strauß eine besondere Betrachtung zuzuwenden, den Kern desselben wie auch die Grundideen der nachfolgenden Dogmatik mit mustergültiger Prägnanz herauszuschälen und zugleich den Punkt, an dem Strauß sich von Hegel trennte, ins Licht zu setzen. Endlich bleibt noch zu erwähnen, daß er auch in dem abschließenden Bande über Schopenhauer mehrfach auf Strauß Bezug nimmt, unter anderm namentlich zu dem Zwecke, um an seinem Beispiel die Unhaltbarkeit gewisser

Digitized by Google

stehender Verdächtigungen gegen Hegel und seine Schüler aufzuzeigen. Hier wirft er auch einen Blick auf den von Nietzsche gegen Strauß unternommenen wütenden Angriff, über dessen Ergebnis er kurz und bündig urteilt: „Wenn man auf diese Art die Werte umprägt, so wird ihr Bestand wohl bleiben, wie er war".

In diese grundsätzliche Auffassung von Strauß' Wirken fügen sich die vorliegenden Aufsätze harmonisch ein. Die Mehrzahl von ihnen ist in der Zeit zwischen 1858 und 1864 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" veröffentlicht worden, der zweite 1858 in der Jenaischen Zeitschrift „Minerva"; der letzte stammt aus dem Juli 1870 und kam in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" zum Abdruck. Da sie nach damaligem Brauch sämtlich ohne den Namen des Verfassers erschienen, wurde die Urheberschaft Kuno Fischers nur engeren Kreisen bekannt; heute vollends werden auch die treuesten Verehrer des Heidelberger Philosophen über die unerwartete Gabe aus seinem Nachlaß freudig überrascht sein. In der Tat nehmen diese Essays in seiner Produktion einen eigenen Platz ein. Seit er sein Lebensziel in der Erfassung des Werdeganges der neueren Philosophie und der mit ihr zusammenhängenden Schöpfungen unserer klassischen Dichter erkannt hatte, war er sich darüber klar geworden, daß nur die energievollste Konzentration auf den großartigen Gegenstand ihm eine restlose Durchführung ermöglichen könne. So verzichtete er selbstverleugnend ein- für allemal auf fernere kritische Anteilnahme an den Hervorbringungen der Mitlebenden, soweit nicht Auseinandersetzungen zur Erläuterung oder Verteidigung seiner eigenen Arbeiten nötig wurden. Strauß war der einzige Schriftsteller, bei dem er in dieser Hinsicht eine Ausnahme machte: nichts beweist augenscheinlicher die Stärke und die Stetigkeit der Anziehung, die seine Individualität auf ihn ausübte.

Zu einem Teile der literarischen Früchte aus Strauß' Reifezeit stand er in einer Art von persönlichem Verhältnis. Strauß selbst hat aufs anziehendste erzählt, wie schnell sich nach seiner Ansiedlung in Heidelberg seit 1854 zwischen ihm und Kuno Fischer eine nahe Freundschaft herausbildete, wie erfrischend der Verkehr mit diesem „so geistvollen Menschen" auf seine Schaffenslust und Schaffenskraft einwirkte. „Mit tiefer Rührung", sagt Fischer in einer handschriftlichen autobiographischen Skizze, „erwähne ich das Denkmal, welches Strauß der Erinnerung jener Zeit gewidmet hat in einem Gedichte, das er an mich richtete, als wir uns trennen mußten:

Es waren Tage voll Genuß:
Man grüßte sich am frühen Morgen,
Vergaß im Redetausch die Sorgen,
In Zukunftsplänen den Verdruß."

In jenen Heidelberger Jahren war Fischer jedoch nicht dazu gekommen, seiner Hochschätzung für ihn publizistischen Ausdruck zu geben:

Digitized by Google

durch theologische Denunziation seines Lehramts beraubt, mußte er alle Kraft und Zeit darauf verwenden, durch eine sich auf der erreichten Höhe haltende Fortsetzung seines monumentalen Werkes die Sinnlosigkeit der über ihn verhängten Verfolgung zu erweisen. Erst als er Ende 1856 den Ruf nach Jena erhalten hatte, benutzte er sehr bald die Muße der Ferien, sich der Verpflichtung zu unterziehen, zu der sein Herz ihn trieb. Sein Weggang von Heidelberg war für den Zurückgebliebenen, wie dieser einem schwäbischen Freunde schrieb, „nicht bloß ein Verlust, sondern ein Unglück" gewesen; da war es ein schönes Zeichen von Zartgefühl, daß Fischer, dessen Ruhm als Lehrer und Forscher jetzt in aller Munde war, dem vereinsamten Freunde durch entschiedenes Eintreten für den Wert seiner jüngsten literarischen Leistungen gewissermaßen eine Entschädigung zu bieten suchte. Strauß hat diese Gesinnung vom ersten bis zum letzten Artikel Fischers über ihn mit innigem Danke empfunden. „Daß im Schriftsteller auch der Mensch erkannt wird", äußert er nach der Huttenrezension, „ist ein seltenes Glück, und ich fühle wohl, daß Sie mir in diesem Stücke haben Ersatz geben wollen für manche Verkennung, die mir widerfahren ist." Und ähnlich betont er noch in seinem Briefe über die letzte, dem Buch über Voltaire geltende Besprechung die „liebevolle Art", womit der Freund sich in ihn „hineingedacht und -empfunden" habe.

Auch den beiden Veröffentlichungen, die Strauß noch folgen ließ, hat Fischer unverminderten Anteil geschenkt, freilich nicht in gleichem Sinne. Zu den meisterhaften Sendschreiben an Renan über den deutsch-französischen Krieg, die einen begeisterten Widerhall im ganzen deutschen Vaterlande geweckt hatten, beglückwünschte er ihren Verfasser in einem sehr interessanten, die Schwächen der Geistesart des französischen Gelehrten schroff kennzeichnenden Briefe, der das in den folgenden Blättern zu lesende Verdikt über den Theologen und Historiker Renan mit verschärfter Begründung bestätigt. Nachher wäre zur Wiederaufnahme öffentlicher Besprechung Strauß' Alterswerk, „der alte und der neue Glaube", seinem Thema nach für Fischer wohl geeignet gewesen; hier aber trennten sich an wichtigen Punkten seine Wege notgedrungen von denen seines Freundes, so willig er auch in dem vielberufenen Buche die alten Lichtseiten seiner Art und Kunst wiederfand. Wie gerade die Nächsten und Bedeutendsten um Strauß, mißbilligte auch er vor allem die Konzessionen, die Strauß den materialistischen Ansprüchen der naturwissenschaftlichen Übergangszeit gemacht hatte. „Ich kann mir den Entwicklungsprozeß nicht bloß als Mechanismus denken", wandte er ihm sogleich ein, „die Entwicklung selbst nicht so, daß sie fadenförmig fortläuft; man muß anerkennen, daß sie ohne Abbruch ihrer Kontinuität doch in gewissen Punkten von innen heraus einen Ruck tut, der nicht bloß die Leistung, sondern auch die Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit des Vorhergehenden übertrifft. . . . . Ich finde, daß Darwins sehr eindringende

Digitized by Google

und naturkundige Erklärungen von teleologischen Vorstellungen wimmeln.“ Im ganzen ging sein Urteil in Zustimmung und Ablehnung ziemlich genau nach der Richtung der bald darauf von Fr. Vischer geübten Kritik, auf die er sich in der Diskussion darüber gelegentlich berief. Er selbst hatte die Rezension unterlassen, um sich bei dem durch das Übermaß der Befehdung tief verstimmten, heldenmütig seiner tödlichen Krankheit entgegengehenden Manne nicht der Mißdeutung auszusetzen, als wolle er sich bedingungsweise seinen auch von ihm meist niedrig eingeschätzten Gegnern zugesellen. Später fühlte er sich gedrängt, ihn noch einmal durch wohltuend herzliche Zeilen über die für die Angreifer „ungemein beschämenden herrlichen Sätze“ des von überlegener Milde durchhauchten Nachworts zu erfreuen. — So erstrecken sich Kuno Fischers Strauß-Aufsätze im ganzen über das halbe Menschenalter, dem die vorwiegend biographischen Meisterwerke vom „Hutten“ bis zum „Voltaire“ angehören.

Es sind recht eigentlich die grundlegenden Züge in Strauß' geistigem Naturell, auf deren klare Herausarbeitung es Kuno Fischer in seinen Darlegungen ankommt. Er führt uns Strauß als Kritiker, als Historiker, als Künstler vor Augen — und zwar nicht sowohl in einer dreifachen Betätigung, als vielmehr in der unvergleichlichen organischen Einheit, zu der sich diese Elemente seines Wesens in ihm verbunden und durchdrungen haben. So erhalten wir nicht nur feinsinnige Analysen hervorragender Leistungen aus der Feder eines sachkundigen Beurteilers, sondern im Verlaufe der Untersuchung nach und nach die erschöpfende Zeichnung der Grundlinien einer Geschichtschreibung, in der die Quellenkritik selber als lebendig gestaltender Faktor aufgegangen ist und auch die denkende Betrachtung sich durchweg in künstlerische Form verwandelt hat. Unverkennbar schildert der Historiker der neuern Philosophie das Ideal einer Behandlungsweise, das ihm bei seiner eigenen Lebensarbeit vorschwebt: sein liebevolles Verständnis für die eigentümliche Bedeutung von Strauß beruht im letzten Grunde auf der tiefen Wahlverwandtschaft ihrer philosophisch-historischen Anlage und der aus dieser entspringenden wissenschaftlichen Anschauungen. Die Schriften von Strauß sind „*historische Kunstwerke*“, in denen — wie in allen Erzeugnissen schöpferischer Kunst — Inhalt und Form ein untrennbares Ganzes bilden: das ist die Grundüberzeugung, die Kuno Fischers Erörterungen als leitendes Motiv durchzieht. Man fühlt aus allen hier vereinigten Aufsätzen den warmen Gemütsanteil, die lebhafte ästhetische Freude heraus, die den Verfasser bei ihrer Komposition erfüllt hat und sich nun unwillkürlich auf den nachgenießenden Leser überträgt: je mächtiger und umfassender der Stoff ist, den Strauß im einzelnen Falle zu bewältigen hatte, je schwerere Aufgaben seine Gestaltung an ihn stellte, zu desto eindrucksvolleren Akzenten und desto bedeutenderen Gesichtspunkten erhebt sich der Berichterstatter. Denn auch die in die Augen fallende strenge Sachlichkeit

Digitized by Google

gehört zu den auszeichnenden Merkmalen von Fischers kritischer Interpretation: mit der Aufdeckung jener vollendeten Einheit von tiefgründiger Kritik, historischem Weitblick und durchsichtigem Aufbau, die dem Forschungsobjekt bei Strauß zuteil geworden ist, reproduziert sie zugleich nach seiten des Urkundlich-Faktischen die wesentlichen Ergebnisse so gewissenhaft, daß der Leser durchweg ein treu skizziertes Bild des Hauptinhalts und damit einen deutlichen Einblick in den von der Forschung erreichten Stand erhält. In letzterer Hinsicht fällt die Rezension des „Lebens Jesu" von 1864 am schwersten ins Gewicht: hier war es Kuno Fischer ein Herzensbedürfnis, namentlich auch von seiner lebenslänglichen Verehrung für die Größe F. Chr. Baurs einmal lautes Zeugnis abzulegen. — Beiläufig wäre es deshalb unangebrachte Pedanterie gewesen, wenn wir anmerkungsweise manche Einzelheiten, in denen Fischers Bericht seither von der wissenschaftlichen Arbeit überholt worden ist, hätten bezeichnen wollen: die prinzipiellen Gedanken, denen er zur Anerkennung verhelfen wollte, haben ja dadurch nichts von ihrer Wahrheit eingebüßt. Ebenso überflüssig erschien es, kleinere Wiederholungen, wie sie bei dem zeitlichen und räumlichen Auseinanderliegen der erstmaligen Veröffentlichungen unvermeidlich waren, durch redaktionellen Eingriff zu tilgen; wir meinen vielmehr, daß auch dem Leser unserer Sammlung hie und da eine solche Auffrischung des Gehörten nicht unwillkommen sein wird.

Unser Vorwort hat die Stellung zu bestimmen gesucht, die diese Essays in der Gesamtheit von Fischers Schaffen einnehmen. Von hier aus durfte ihre Herausgabe, die nun zur Feier des Säkulartages von Strauß' Geburt am 27. Januar 1908 erfolgen konnte, als ein Gebot der Pietät gegen den vor kurzem heimgegangenen Meister gelten, dessen Vermächtnis dadurch um ein wertvolles Stück vermehrt und dessen schriftstellerische Eigenart in ihnen um einige interessante Striche bereichert erscheint. Indem der große Geschichtschreiber der Philosophie die weltkundigen Vorzüge seiner Betrachtungsweise einem der wirksamsten und wahrheitsmutigsten Vorkämpfer der von Hegel hervorgerufenen Kulturströmung, der er ja selber angehört, zugute kommen läßt, hat er seine wissenschaftliche Hauptarbeit in einem wichtigen Punkte bis nahe an die Gegenwart weitergeführt und den repräsentativen Gestalten, deren echte Geistesart seine Werke aufgehellt haben, die Persönlichkeit von Strauß hinzugefügt. Die hier gesammelten Aufsätze bieten einen höchst gehaltvollen Beitrag zur Geistesbewegung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem sich künftige Historiker dieser Periode sicherlich zu Dank verpflichtet fühlen werden. Insbesondere wird ein jeder, der weiterhin über Strauß schreiben will, sich von nun an wieder zu einer einsichtigeren und gründlicheren Selbstkritik genötigt sehen, als sie seit geraumer Zeit ihm gegenüber nicht selten zur Anwendung gekommen ist. Wenn bei der Beurteilung einer historischen Erscheinung

Digitized by Google

auch der Eigenwert der Zeitgenossen in die Wagschale fällt, die sie zur Bewunderung fortgerissen hat, so werden nicht allzuviele Berühmtheiten des gleichen Zeitalters sich mit Strauß messen können: Kuno Fischer tritt hier — um von anderen nicht zu reden — führenden Männern wie Friedrich Vischer und Eduard Zeller zur Seite, deren mannigfache so geistvolle wie tiefdringende Veröffentlichungen über Strauß sich jetzt mit den seinigen zu einem kulturgeschichtlichen Dokument von ungewöhnlicher Bedeutung zusammenschließen. —

Der lateinische Brief von Strauß, den unser Anhang mitteilt, darf um seines originellen Charakters willen eines allgemeinen Interesses sicher sein. Inhaltlich steht er zu den beiden ersten Abhandlungen Kuno Fischers in unmittelbarer Beziehung: die epistolae virorum obscurorum, die Strauß zur Vorbereitung auf sein Buch über Hutten eifrig las, summten ihm so unablässig im Ohr nach, daß er auf einer Rheinfahrt im Sommer 1856 in fröhlicher Laune sich selber zu einer Epistel angeregt fühlte, die Sprache und Ton jener unsterblichen Satiren in ungemein ergötzlicher Weise zu treffen weiß. Wen die feine und heitere Anmut, die Strauß in Stimmung und Stil zu Gebote stand und einen so ergreifenden Kontrast zu dem melancholischen Ernst in seinem Gemütsleben bildete, nicht sonst schon gefangen genommen hat, der mag sich durch die Lektüre dieses köstlichen Probestücks seines Humors bestimmen lassen, zu den übrigen, von Zeller herausgegebenen „Ausgewählten Briefen" zu greifen, einem der schönsten und inhaltreichsten Briefbücher, die unsere gesamte Literatur besitzt.

München, im Dezember 1907.

Hugo Falkenheim.

Digitized by Google

David Friedrich Strauß als Biograph.

1858.

Die Schriften von Strauß haben ihre Schickſale gewiſſenhaft erfüllt; ſie ſind ſo viel beſprochen und in ihrem eigentümlichen Geiſte ſo wenig verſtanden worden, als Bedeutung und Wert derſelben rechtfertigt. Es iſt in der gewohnten Ordnung, daß ein hervorragender Schriftſteller die Welt von ſich reden macht, aber nur in den ſeltenſten Fällen gerecht, das heißt richtig beurteilt wird. Die richtigſten Urteile beiſeite geſetzt, ſo bleibt nichts übrig als eine unmündige Bewunderung oder eine unverſtändige und ebenſo unmündige Kritik. Von dieſen ſehr begreiflichen Schickſalen der Straußiſchen Schriften würde ich kaum reden, wenn mir nicht eins dabei ſeltſam genug auffiele.

Man darf Strauß' ſchriftſtelleriſche Tätigkeit in zwei Perioden, ſeine Schriften in zwei Klaſſen unterſcheiden: die erſte umfaßt ſeine hiſtoriſch-kritiſchen Werke theologiſchen Geſchlechts und berühmten Andenkens, die andere dagegen rein hiſtoriſche und näher biographiſche Darſtellungen. Die theologiſchen Werke, umfaſſend wie ſie ſind, haben das Gewicht einer ſo gründlichen als abgelegenen Gelehrſamkeit, die als ſolche dem populären Verſtande entrückt iſt; ſie tragen das Gepräge einer kritiſchen Urteilskraft, der aus ſehr natürlichen Gründen nur die wenigſten folgen können; ſie ſind mit einem Worte Erzeugniſſe unterſuchender Wiſſenſchaft, die ihre Stelle in der gelehrten Welt allein hat und außerhalb derſelben keine ſucht, am wenigſten wenn ſie von einem Strauß ausgeht. Dagegen ſind biographiſche Darſtellungen Werke erzählender Kunſt, die ſich als ſolche dem Verſtändnis und Intereſſe nicht

Digitized by Google

bloß der gelehrten, sondern der gebildeten und ästhetisch empfänglichen Leser darbieten. Woher kommt es, fragen wir uns mit einigem Erstaunen, daß gerade in diesen Schriften exoterischer Art Strauß weniger erkannt wird, daß man gerade hierüber so sehr verfehlte und einsichtslose Urteile hört? Woher kommt es, daß seinen verständlichsten und populärsten Schriften gegenüber die gewöhnlichen Urteile so ganz in der Irre sind, daß unsere Tageskritikaster den Biographen Strauß weit unrichtiger beurteilen, überhaupt weit weniger zu finden wissen als vordem den theologischen Schriftsteller? In der Tat will das viel heißen, denn der letztere hat nicht Ursache, die Weisheit seiner Kritiker zu rühmen. Aber was seine Biographien betrifft, so sind die uns bekannt gewordenen Urteile ganz im Dunkeln sowohl über den Ursprung, als die Gegenstände, als die Form dieser Schriften. Daß Strauß als Biograph auftritt, und zwar als Biograph solcher Objekte, sind zwei gleich unerklärliche Erscheinungen; und da man nicht sieht, was für ein Biograph Strauß ist, da die Form und den ästhetischen Charakter seiner Biographien zu beachten den Leuten der Sinn fehlt, so fehlt ihnen der einzige Schlüssel, der das Rätsel lösen könnte. Wir selbst haben in diesen Zeilen keine andere Absicht, als unsere Leser über den Biographen Strauß zu orientieren, den sich die Tageskritik so wenig klar gemacht hat.

Strauß ein Biograph? Was hat den Verfasser des „Leben Jesu" und der „Dogmatik" in einen Geschichtschreiber verwandelt, den Philosophen in einen Biographen, den Kritiker in einen Historiker? Man weiß, in welchen Aufruhr Strauß durch sein „Leben Jesu" und seine „Dogmatik" unsere theologische Welt versetzt hat, und daß er selbst freiwillig eben diese theologische Welt verließ, nachdem er den Feuerregen seiner Kritik über sie ausgeschüttet. Er ist ausgewandert wie Lot, ohne sich umzusehen. Einige haben gehofft, die meisten gefürchtet, daß er auf den verlassenen Schauplatz noch einmal zurückkehren werde, aber beide haben sich getäuscht, und es

Digitized by Google

ſcheint, daß ſich die aufgeſchreckten Wächter wieder ruhig niederlegen können: Strauß wird ſie nicht mehr wecken. Er iſt nicht als Kritiker in die theologiſche, ſondern als Biograph in die literariſche Welt zurückgekehrt. Dieſe Verwandlung des Kritikers in den Hiſtoriker hätte keinen befremden ſollen, der mit aufmerkſamem Verſtande und mit einem gewiſſen Sinn für die Eigentümlichkeit eines Schriftſtellers Strauß' theologiſche Werke geleſen hatte. Denn es mußte jedem einleuchten, daß dieſer Kritiker ein hiſtoriſcher Denker war, daß er die Objekte, welche er kritiſch beleuchtete, zugleich geſchichtlich zu erklären die Abſicht hatte, daß die Summe ſeiner Kritik nichts anderes ſein wollte als die Summe und das Fazit einer rein hiſtoriſchen Forſchung. Daß man in dem heutigen Biographen den frühern Kritiker nicht mehr erkennt, beweiſt, wie wenig man in dem Kritiker den Hiſtoriker erkannt hatte. Gerade der Geſchichtsſinn und die geſchichtliche Denkweiſe waren die Simſonsſtärke der Straußiſchen Kritik, welche zu entkräften die Geſchlechter ſeiner Gegner ſo viele Anſtrengungen gemacht haben. Nicht das kritiſche Verfahren gegenüber den Evangelien und Dogmen, noch weniger die negativen Reſultate dieſer Kritik, ſondern ihr geſchichtskundiger und geſchichtsmäßiger Geiſt machte Strauß' theologiſche Werke zu den gewaltigen Erſcheinungen, die ſie ſind. Wäre Strauß ein Freidenker geweſen im Stile des 18. Jahrhunderts, ſo hätte er keinen überraſcht und er wäre wirkungslos, vielleicht ſogar ſpurlos vorübergegangen. Seine Kritik war ein Ausdruck ſeines geſchichtlichen Verſtandes. Darin unterſcheidet ſich Strauß ganz eigentümlich von der Philoſophenſchule ältern und jüngern Geſchlechts, zu der man ihn zählte; eben dieſer geſchichtliche Verſtand unterſcheidet ſeine Kritik von dem Wolfenbütteler Fragmentiſten, deſſen Scharfſinn und Feſtigkeit im übrigen nicht unwert ſind mit Strauß verglichen zu werden. Nichts war im Grunde weniger gerechtfertigt als die ſprichwörtliche Zuſammenſtellung von Strauß, Feuerbach und Bauer. Die Straußiſche Kritik nahm die Ge-

Digitized by Google

schichte zu ihrer Richtschnur und wollte ebenso geschichtsmäßig sein, als die Feuerbachsche Kritik, die sich die Natur zum Leitstern wählte, geschichtswidrig werden mußte.

Ich sage, in dem Kritiker Strauß bewährte sich der Historiker, und in dem letztern finden sich schon die Züge, welche den Biographen vorbereiten und verkünden. Das „Leben Jesu" freilich war die Verwandlung einer Biographie in eine Dichtung; es war die Kritik einer Biographie. Aber um eine Biographie beurteilen und das Echte vom Unechten unterscheiden zu können, muß man wissen, was eine Biographie ist: was individuelle, wirkliche Lebenserscheinung sein kann oder nicht. Man muß das getroffene Abbild eines Individuums von dem idealisierten zu unterscheiden nicht bloß den Sinn, sondern auch das Interesse haben. Wir untersuchen gar nicht die Richtigkeit der Straußischen Kritik und die Haltbarkeit ihrer Resultate, da wir es hier nicht im mindesten mit einer theologischen Streitfrage zu tun haben. Wir bemerken nur, was keinem entgehen sollte: daß schon in dem Verfasser des „Leben Jesu" ein natürlicher Sinn und ein geheimes Interesse für individuelle Lebenserscheinungen unter die leitenden Gesichtspunkte seiner Kritik zählt. Wo sich dieser Sinn und dieses Interesse positiv äußern, was im „Leben Jesu" der Fall nicht war, wo Strauß wirkliche Individuen vor sich hat, die er uns abzeichnet, da entwickelt er das Talent eines geistigen Porträtmalers in ergreifender Weise. Ihn interessiert alles wahrhaft Eigentümliche in der Menschennatur. Je individueller die Züge werden, um so mehr fesseln sie seine Aufmerksamkeit, um so sicherer gibt er sie wieder. Was ihn anzieht, sind die ausgesprochenen charakteristischen Individualitäten, in denen eigentümliches Leben auf eigentümliche Weise sich äußert: solche Menschen, die Goethe „Naturen" nannte. Nur die zwiebelartigen Menschen sind ihm zuwider, die eigentlich nur aus Schalen bestehen, ohne Kern und Mittelpunkt, die schal sind und bleiben. Er hat einen sinnigen Instinkt für alles echt Originelle, einen

Digitized by Google

unwillkürlichen Widerwillen gegen alle Scheinoriginalität, eine unempfindliche Gleichgültigkeit für die verwischten akzent- und ausdruckslosen Individualitäten, die eigentlich nicht von der Natur, sondern von der Mode gemacht sind und zu ihrer Dimension nur die Fläche haben.

Es war also kein plötzlicher Sprung, sondern ein ruhiger und wohlbegründeter Übergang, der den Theologen Strauß in einen Biographen verwandelt hat. Will man dem Gange seiner Schriften folgen, so wird man selbst die Vermittlungsglieder finden, welche die beiden Perioden verknüpfen. Noch innerhalb der theologischen schreibt er sein „Friedliches Blatt" über Justinus Kerner, die Charakteristik von Schleiermacher und Daub, und er beschließt sie mit „Julian, dem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren". Welche sinnigen, reichen, lebensvollen Gemälde! Nichts konnte einem Strauß fremder sein als der Geisterseher von Weinsberg! Und wie hat er ihn getroffen, wie hat er die disparaten Züge des Mannes, den gesunden, einfachen Natursinn und den schwärmenden Geisterglauben, die schlichte und die von der Romantik verdorbene Frömmigkeit, in eine Gestalt zu verweben gewußt, die leibhaftig vor uns dasteht. Und nicht bloß er, der gemütliche schwäbische Dichter, der Patron der Seherin von Prevorst, auch sein Haus, sein Garten mit dem romantischen Geistertum! Selbst der Markt von Weinsberg spiegelt sich in dem idyllischen Gemälde. Die Charakteristik von Schleiermacher und Daub zeigt uns Strauß in seinem Element; sie verhält sich zu dem Idyll von Kerner wie die Historie zum Genre. Schon die Wahl dieser beiden Individuen und ihre Zusammenstellung beweist, welches Interesse Strauß hatte sie darzustellen. Nicht daß es große Theologen, sehr gelehrte und bedeutende Männer waren, hätte seine Feder in Bewegung gesetzt, sondern daß beide prägnante Persönlichkeiten, jeder in seiner Weise eine lebensvolle und mächtige Natur war, das reizte Strauß, sie zu porträtieren, und belebte sein Charakterbild bis in die kleinsten und verborgensten

Digitized by Google

Züge. Es waren zwei Männer, deren wissenschaftliche Standpunkte ganz konform waren ihrer Individualität. Auf diese Übereinstimmung richtet Strauß sein Interesse. Von hier aus entsteht und entfaltet sich sein anziehendes und treffendes Gemälde. Indem er ihre Standpunkte auseinandersetzt, schildert er ihre Charaktere. Alles bezieht er auf den eigentümlichen Kern ihrer Naturen. Auch der theologische Standpunkt wird unter seinen Händen zu einer individuellen und echten Lebenserscheinung, die bei jedem das Gepräge seines natürlichen Genius trägt. Mit wahrer Sinnigkeit sind die kleinen ausdrucksvollen Züge gewählt und hervorgehoben, in denen jeder seine Weise ausspricht und seine unwillkürliche Eigentümlichkeit gleichsam auf frischer Tat ertappen läßt; mit welcher Meisterschaft sind sie ausgeprägt, wie sicher und wie lebendig! Es sind Menschen aus einem Guß. Diesem Guß folgt Strauß mit dem sichersten Auge. Er modelliert seine Figuren nach der Natur mit der sichersten Hand. Er beleuchtet beide Charaktere so hell als möglich, indem er sie bald vergleicht, bald entgegensetzt. Er trifft jedesmal die richtige Parallele, er trifft jedesmal den richtigen Kontrast. Sein Talent beiseitegesetzt, so erklären sich aus ihm selbst die Vorwürfe, die Strauß wählen wird. Er wird nie etwas wählen gegen seine Neigung. Sein Sinn für Geschichte, verbunden mit seinem Interesse für echte Naturen, für prägnante Individualitäten werden ihn mit unwillkürlicher Liebe solche Menschen betrachten lassen, die einen geschichtlichen Wert mit einer kraftvollen Eigentümlichkeit vereinigen: reiche und lebensvolle Naturen, die in einem gewissen Sinn geschichtliche Typen sind; geschichtliche Typen, die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpern. So ist z. B. der Romantiker oder der von einer untergehenden Welt erfüllte Charakter ein geschichtlicher Typus. Ein solcher geschichtlicher Typus, individualisiert in einer ganz prägnanten und ausdrucksvollen Figur, war „Julian, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren"! Der Begriff des Romantikers dient gleichsam

Digitized by Google

als Schlüssel zum Charakter Julians, und das getroffene Charakterbild wird unwillkürlich zur überraschenden Analogie und zur feinsinnigsten Satire.

Die Freude über das getroffene Abbild ist in der Seele des Darstellenden zugleich die Freude des Findens und Treffens; er hat den Humor der Darstellung, er verbindet mit dem ästhetischen Genuß, den er uns mitteilt, zugleich den höhern Genuß des künstlerischen Handelns. Und damit ich es gleich heraussage: diese Neigung zum künstlerischen Darstellen ist in Strauß die regierende; sie beherrscht und leitet alle seine übrigen Neigungen, die sie sich unterordnet und konform macht. Seiner Neigung entspricht die Kraft. Hat Strauß einmal eine mächtige Neigung, die Kraft sie zu befriedigen hat er gewiß. Alle seine Gemütskräfte vereinigen sich, dieser Neigung zu dienen, sie wirken zusammen in der gestaltenden, ausprägenden, künstlerischen Tätigkeit. Ich getraue mir aus dieser Gemütsverfassung, wenn ich die Eigentümlichkeit seines Naturells dazunehme, den ganzen Mann zu erklären: den gelehrten und vornehmen Kritiker so gut als „den Volksmann vom Jahre 1848", um mit dem „Schwarzen Buche" zu reden, oder um die Wahrheit zu sagen, den Gegner aller wilden und zerstörenden Leidenschaften, jeder ungeschichtlichen tumultuarischen Bewegung. Vorderhand erkläre ich daraus nur den Biographen. Was Strauß zum Biographen gemacht hat, ist nichts anderes als der ihm eingeborene Kunsttrieb. Er ist jetzt geworden, was er stets sein wollte: ein historischer Künstler. Wo er seine künstlerische Kraft am wenigsten entfalten konnte, weil ihm der Stoff nicht entgegenkam, da hat sie Strauß in einem Grade bewiesen, daß niemand war, der sie verkannte. Seine gelehrten theologischen Schriften sind wissenschaftliche Kunstwerke, die nur eine solche außerordentliche Kraft hervorzubringen und aufzubauen wußte aus einem so wenig kunstfähigen Material. Sie sind durchgängig formiert, gestaltet und ausgeprägt bis ins einzelne, geordnet in allen ihren Teilen. Was er zusammenstellt,

Digitized by Google

gruppiert sich, was er gruppiert, wird übersichtlich und perspektivisch, was er bezeichnet, ist nicht bloß klar, sondern anschaulich. Nie hat eine so scharfe und unerbittliche Kritik mit so vieler Anmut geredet, nie war die Anmut der wissenschaftlichen Rede so einfach. Das macht den ästhetischen Zauber, den Strauß unwillkürlich und ungesucht seinen kritischen Untersuchungen mitgegeben hat, und der nicht der geringste Grund ist, warum sie zauberhaft wirkten. Er war ein Künstler, der unerwartet mitten unter Gelehrten erschien, welche die Gegenerde der Kunst bewohnen, und der in allen Stücken, welche den Wert der Gelehrsamkeit ausmachen, eine so imposante Überlegenheit zeigte.

Wenn nun Strauß' eigentümlicher Neigung und Kraft am meisten die historische Kunstform entspricht, die er jeder Materie, die ihn innerlich bewegt und beschäftigt, unwillkürlich aufprägt, auch der widerstrebenden, so gibt es auf der andern Seite keinen Stoff, der leichter und zwangloser in die historische Kunstform aufgeht als der biographische. Je mehr sich der geschichtliche Stoff ausbreitet und verallgemeinert, um so mehr entzieht er sich der künstlerischen Darstellung, denn um so mehr erbleichen die farbenlebendigen Gestalten. Künstlerisch darstellen heißt seinen Stoff erschöpfen und anschaulich machen. Nur das Lebensvolle kann anschaulich gemacht werden. Und das Individuelle ist das Lebendigste. Man darf das ästhetische Gesetz aufstellen: je mehr sich eine historische Materie dem individuellen Leben nähert, um so mehr nähert sie sich der historischen Kunstform; je weiter sie sich von dem individuellen Leben entfernt, um so schwieriger zugänglich wird sie für die künstlerische Darstellung. Offenbar ist die Geschichte der Menschheit weit weniger fähig, künstlerisch geschrieben zu werden, als die Lebensgeschichte eines Individuums. Denn dort bleibt immer ein großer Rest zurück, der gar nicht in die Darstellung eintreten kann; dort kann der Stoff nur zum geringsten Teile in Form aufgelöst werden, und von dem Dargestellten läßt sich nur das wenigste anschau-

Digitized by Google

lich ausprägen. Dagegen an biographischen Materien läßt sich die historische Kunstform ohne Rest vollziehen, vorausgesetzt daß sich das Talent findet, welches diese Aufgabe zu lösen die gestaltende Kraft hat. Strauß ist ein solches Talent. Es ist die natürlichste Sache von der Welt, daß er seiner Neigung und Kraft gemäß die biographischen Materien sich zur Darstellung gewählt hat. Diese Wahl ist ein kunstverständiges Urteil; er will einen Stoff haben, den er ganz in seine Gewalt nehmen, vollkommen bemeistern, materiell ganz erschöpfen, formell ganz anschaulich machen und ausprägen kann. Strauß hat sich nicht in das Gebiet der Biographien geflüchtet wie in einen Schlupfwinkel, ich weiß nicht vor welchem Gespenst, sondern er ist seiner Neigung und seinem Talente nachgegangen und hat dessen volle und gesteigerte Kraft auf das Gebiet der historischen Kunst übertragen.

Daß Biographien Kunstwerke sein können und darum sollen, diese ästhetische Einsicht fehlt, wie es scheint, unter den Gesichtspunkten unserer landläufigen Tageskritiker; sonst würden diese Leute die Straußischen Biographien nicht bloß mit dem gemeinen stofflichen Interesse betrachten. Es ist übrigens kein Wunder, daß sich der Geschmack für die biographische Kunstform in unsern Lesern und Kritikern so wenig angesiedelt hat, er ist hier ebenso spärlich vorhanden als in unserer Literatur die biographischen Kunstwerke. Wir sind in diesem Fache nicht ästhetisch verwöhnt. Die guten Biographien, welche wir haben, sind größtenteils gelehrte und fleißige Monographien, bei denen nur die Grazien ausgeblieben. Überhaupt hat die Historiographie in Deutschland kaum eine Muse. Denn die gelehrte Geschichtsforschung ist noch nicht die künstlerische Geschichtschreibung. Zum Teil fehlen uns selbst die literarischen Bedingungen (um anderes nicht zu gedenken), welche die individualisierende Geschichtschreibung, die wahrhafte epische Erzählungskunst begünstigen: der spezialgeschichtliche Stoff, Memoiren, Biographien. Das ist das notwendige Material, woraus allein historische Kunst-

Digitized by Google

werke gebildet werden können. Und an solchem Material sind wir arm, noch ärmer an den gestaltenden Kräften, die es bemeistern und künstlerisch ausprägen. Ein Memoirist und Biograph wie Varnhagen von Ense ist in unserer Literatur eine seltene und beinahe einzige Erscheinung. Die ergiebigsten Quellen des biographischen Materials sind noch immer die Denkmäler, welche die literarhistorischen Größen unserer jüngsten Vergangenheit hinterlassen haben: ihre Tagebücher, Briefwechsel usw. Wären diese Erbschaften nur immer an die richtigen Leute gekommen! Aber wir haben von den wertvollsten Memoiren aus dem Leben unserer Dichter und Philosophen kaum sorgfältige und genaue Ausgaben. Darin ist Schöll gar nicht genug zu rühmen, der vortreffliche Herausgeber der Briefe Goethes an die Frau von Stein. Eine solche Ausgabe ist geradezu mustergültig; sie macht das Leben Goethes vollkommen durchsichtig innerhalb der Grenzen, welche sein Briefwechsel mit Frau von Stein bezeichnet. Unsere großen Denker haben ihre Biographen gefunden, aber was für welche! Der Sohn hat das Leben seines Vaters, der Schüler das seines Meisters beschrieben. Und so verhalten sich diese Biographien zu ihren Originalen wie dieser Sohn zu diesem Vater oder dieser Schüler zu diesem Meister. Was sie sein sollten, ist keine: ein getroffenes, sprechendes, vollständiges Lebensbild.

Wir haben daher alle Ursache, um so dankbarer die wenigen edeln Früchte zu genießen, welche bei uns die biographische Literatur erzeugt. Es ist geradezu ein günstiges Schicksal für die deutsche Literatur, daß eine künstlerische Kraft wie David Friedrich Strauß das biographische Gebiet bebauen will, wo so viele Pfuscher herumstümpern. Daß hiervon die Tageskritik gar nicht redet, beweist, wie wenig ihr das Gemeinwohl der Literatur am Herzen liegt. Die Literatur hat wie ein großer Staat ihre Provinzen; einige derselben sind übervölkert, andere liegen vernachlässigt. Dafür sollte die Kritik ein waches Auge haben. Die übervölkerten Plätze

Digitized by Google

in der Literatur erzeugen dieselben Übel als die übervölkerten Städte: ansteckende Krankheiten und eine verpestete Atmosphäre. Ich kann ganz bestimmt versichern, daß in den Hauptstädten unserer poetischen Literatur seit geraumer Zeit die Cholera wütet und Opfer über Opfer hinwegrafft. Die Kritiker sollten die vorsichtigen Ärzte sein, welche die kranken Orte absperren und jedem, der sich darin ansiedeln will, den Zugang wehren, soviel an ihnen ist; oder sie sollten die Totengräber sein, welche die gefallenen Opfer schnell und tief unter die Erde bringen. Statt dessen sind sie die harmlosen Quacksalber, die mit allen möglichen Mitteln die Pest nähren und großziehen; oder sie sind die fröhlichen Gevattersleute, die jeden neuen Poeten in die Gemeinschaft der Heiligen aufnehmen und eher bereit sind, einen wirklichen Poeten vom alten Schlage auszustoßen, als einem Stümper von heute den Eintritt zu untersagen. So wachsen die Parasiten groß und immer neue Parasiten wachsen nach an den wassersüchtigen Teilen unserer Literatur, und die Kritiker wissen nicht zu unterscheiden zwischen den Mißgeburten an dem veralteten Leibe und einer gesunden neuen Generation.

Seit einem Jahrzehnt finden wir Strauß auf dem biographischen Gebiete tätig. Er hat wenig geschrieben. Was er geschrieben hat, ist jedes in seiner Weise vollendet. Es ist eben für ihn nicht gleichgültig, welche Stoffe er behandelt, denn er ist nicht bloß der gelehrte, sondern der künstlerische Biograph, der auch in der Wahl seiner Gegenstände poetisch handelt. Er will für seinen Gegenstand, ehe er ihn zur Darstellung ergreift, von der menschlichen Seite aus gewonnen, ich möchte sagen, inspiriert sein, wie es der Künstler bedarf. Seine eigenen Seelenstimmungen, wie sie der Gang der Lebensschicksale mit sich führt, und auch die Stimmungen der Zeit, so wenig Strauß mit den letztern lebt, sind in der Wahl seiner Stoffe unmerklich mitwirkende Faktoren. Im Augenblick, wo die moderne Romantik dem Untergange zueilt und den letzten Schimmer des Idealen für immer verlieren soll,

Digitized by Google

schreibt Strauß seinen „Julian". Unter den Stürmen einer politischen Bewegung, die wohl den befreienden Drang, aber nicht die gestaltende und formgebende Kraft hatte, schildert er uns in „Daniel Schubart" einen jener aufbrausenden, gährenden, aber halt- und formlosen Stürmer, die der großen Epoche unserer Poesie im vorigen Jahrhundert vorangehen. Er schildert ihn, indem er den unglücklichen Dichter selbst in seinen Briefen vor uns auftreten läßt. Das „Leben von Christian Märklin" war ein Denkmal, welches die Freundeshand dem Abgeschiedenen setzte. In diesem Bilde malte sich in seinen reinen und liebenswürdigen Zügen das gehaltvolle, von ernsten Kämpfen bewegte Stilleben eines vortrefflichen Mannes, der es vermocht hatte, sich ungebrochen aus dem Streite der Theologie und Wissenschaft zu retten. In diesem Sinne war Märklins Leben und Charakter von historischer Wichtigkeit, die Strauß in seiner Biographie enthüllte, die er, wie kein anderer, zu schätzen und darzutun berufen war. Zugleich war diese Darstellung seine erste eigentliche Biographie, ein wirkliches, umfassendes Lebensbild, nicht bloß eine Charakteristik. Nach einem langen Schweigen folgen dicht nacheinander zwei umfassende, auf historische Forschung gegründete biographische Arbeiten: „Das Leben des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin" und „Ulrich von Hutten", der vor wenigen Monaten erschienen. Soll der historische Künstler erst dann die Probe bestanden haben, wenn er einen großen historischen Gegenstand bemeistert und dargestellt, so hat in seinem „Ulrich von Hutten" Strauß diese Probe auf eine Weise bestanden, die in der deutschen Literatur für immer denkwürdig bleiben wird. Von dem unglücklichen, wenig gekannten Dichter eines ausgelebten und verkommenen Zeitalters ist unser Biograph auf den ritterlichen Poeten einer mächtig aufstrebenden Zeit, auf den heldenmütigen Kämpfer der deutschen Reformation zugegangen. Möge die Zeit, in der er schreibt, ihn begleitet haben, und wenn sie zurückgeblieben ist, möge sie ihm nachfolgen! „Eines solchen

Digitized by Google

Mannes Bild", sagt Strauß in der Vorrede zu seinem „Ulrich von Hutten", „kommt in dieser Zeit der Konkordate (um von ihren übeln Zeichen nur eins zu nennen) wie gerufen. Des päpstlichen Rom Feind war Hutten bis zum letzten Atemzuge; er wußte und wird es uns sagen, warum er es war. Freilich wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als einem protestantischen Konsistorium finden." „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotentum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen."

Es liegt nicht in unserer hier gestellten Aufgabe, das zuletzt erwähnte biographische Werk jetzt eingehend zu behandeln. Ihm gehört eine ausschließliche Betrachtung. Was wir unsern Lesern jetzt bieten wollten, war gleichsam eine clavis straussiana: der Schlüssel zum Verständnis, der zutreffende Gesichtspunkt für die Auffassung und Schätzung dieses Biographen und seiner Werke.

Digitized by Google

Ulrich von Hutten von David Friedrich Strauß.

1858.

I.

„Strauß sollte sich einmal einen großen Gegenstand zur Darstellung wählen, einen Charakter auf der Höhe des geschichtlichen Daseins, da er doch die theologische Schriftstellerei, wie es scheint, für immer mit der biographischen vertauscht hat. Er sollte uns einmal einen geschichtlichen Charakter darstellen, einen bedeutungsvollen, dem man es gönnt, daß Strauß ihn behandelt.“ Wie oft haben wir solche und ähnliche Äußerungen gehört! Bedauerten die einen, daß Strauß die theologische Literatur verlassen hatte, während die andern sich dazu Glück wünschten, so mochten die wenigsten sich mit den Gegenständen seiner biographischen Arbeiten vertragen. Freilich waren die hier geschilderten Lebensläufe nicht auf den Höhen des geschichtlichen Lebens zu entdecken, sondern, um in dem bildlichen Ausdrucke fortzufahren, in stillen, verborgenen, nur wenigen bekannten oder zugänglichen Tälern. Freilich ist eine jähe Kluft zwischen einem Nikodemus Frischlin und einem Ulrich von Hutten, zwischen jenem fast vergessenen neulateinischen Dichter eines machtlosen und abwärts gerichteten Zeitalters und ihm, dem ritterlichen und nationalen Helden der emporstrebenden Reformation.

Dürfen wir den Wert einer Darstellung nicht bloß durch ihre Form, sondern auch durch das Gewicht ihres Gegenstandes messen, so hat Strauß, indem er Huttens Leben geschrieben, den Gipfel seiner biographischen Tätigkeit erreicht. Indessen nicht in dem Gegenstande, den es behandelt, liegt allein der wahre Wert eines solchen Werks, sondern in des

Digitized by Google

letzteren Verfassung und Arbeit: in der sachlich durchgearbeiteten und umfassenden, in der anschaulichen und künstlerisch vollendeten Darstellung. Und urteilen wir nach diesem Gesichtspunkt, so hat Ulrich von Hutten in dem Werke von David Strauß die erste vollkommene, seiner würdige Biographie gefunden. So selten geschieht es, daß sich ein großer Schriftsteller und ein großer Gegenstand zusammenfinden, als ob sie füreinander bestimmt wären, so selten: daß wir eine solche glückliche Erscheinung aus dem Tagestreiben der Literatur herausnehmen und als ein literargeschichtliches großes Ereignis betrachten müssen.

Daß Strauß uns den Hutten geschildert hat, ist schon an sich eine interessante Tatsache. Er hat hier zum erstenmal die Gattung seiner biographischen Stoffe verändert und statt der Genrebilder, wie er uns solche in Daniel Schubart, Christian Märklin, Nikodemus Frischlin im Laufe des letzten Jahrzehntes geschenkt hat, entfaltet er hier zum erstenmal ein historisches Gemälde. Was ihn aber bewogen hat, sich einen Gegenstand von historischer Größe zu wählen, ist gewiß in keinem Falle jenes über seine Genrebilder mißvergnügte Urteil der gewöhnlichen Bücherrezensenten gewesen. Er ist nicht den Stimmen von außen gefolgt, sondern seinem Genius, der ihn unwillkürlich aus den Tälern, wo er einsam mit Vergessenen leben wollte, die Höhe hinaufführte, in die Lichtregion geschichtlicher Größe. Auch sind in seinem Gemüte diese Stoffe nicht so getrennt, wie sie der äußeren Betrachtung erscheinen. Was in seiner Seele diese so verschiedenen Objekte verbunden hat, das war dieselbe Gewalt, die ihn nötigte sie darzustellen. Jedes nämlich von ihnen hat in seiner Weise einen lebendigen Teil gehabt an Strauß' eigenem inneren Leben, an jedem dieser Objekte hat Strauß nach der Stimmung seines Gemüts und nach der Lage seines Lebens einen inneren gemütlich tiefen Anteil genommen; er hat sein einsames Stilleben gleichsam poetisch mit ihnen geteilt, sie wurden ihm lieb, sie wurden ihm heimlich, — viel-

Digitized by Google

leicht in einer Zeit, wo unheimliche Mächte ihn von außen bestürmten, — und so steigerte sich sein poetisches Interesse an dem Leben eines Schubart, eines Frischlin zu einer liebevollen, ich möchte sagen dankbaren Teilnahme. Strauß hat nie etwas geschrieben, das er nicht, als er es schrieb, tief empfunden hat. Seine Empfindung ist sein Scharfsinn. Daß er tief und innig empfinden, das Empfundene klar und deutlich vorstellen, entwickeln, anschaulich machen kann, und nur das Empfundene und innerlich Erlebte darstellt: darin besteht seine schriftstellerische Bedeutung überhaupt, nicht bloß die des Biographen.

In seinen biographischen Arbeiten hat Strauß Charaktere dargestellt, deren Kenntnis er nicht aus Büchern allein geschöpft, sondern die er auf seinem inneren Lebenswege gefunden, mit denen er eine Weile zusammengelebt, ein Stück seines Weges gleichsam zusammen zurückgelegt hat: Menschen, auf die einzugehen, die ganz kennen zu lernen er damals die Muße und Neigung hatte, die er nicht bloß menschenkundig studiert, sondern auf eine natürlich menschliche Weise erlebt hat. Und wie er sie ganz kennen gelernt, wie sie ihm gleichsam alte und heimliche Bekannte geworden, so konnte sie seine Phantasie in voller Lebendigkeit abbilden. Das Studium jener Charaktere wurde in Strauß unwillkürlich und ungesucht ein poetisches Empfängnis: so erwachte mit künstlerischer Notwendigkeit der Trieb zur Darstellung, und seine biographischen Darstellungen selbst wurden Kunstwerke. Darin liegt, wie uns scheint, das Geheimnis dieser Arbeiten. Sie sind, was sie sein wollen, historische Kunstwerke. Das echt poetische Werk muß aus dem Vollen geschöpft sein, aus dem Innersten reicher Empfindung. Die Empfindungen aber wandeln mit den Schicksalen und den Stimmungen des Lebens. Solche Werke, verglichen mit ihrem Urheber, haben, neben ihrem sachlichen Wert, zugleich die Natur, ich möchte sagen, einer Gelegenheitsdichtung. In diesem Sinne lassen sich auch Strauß' biographische Arbeiten, unbeschadet ihrer klassischen

Digitized by Google

Objektivität, als poetische Zeugnisse seines eigenen Lebens ansehen. Auch die Wahl seiner Stoffe hängt mit dem Gange seiner Schicksale zusammen. Das ist ein Zug, den Strauß in sprechender Weise mit Goethe gemein hat. Man stellt einen Gegenstand, vor allem ein Menschenleben, um so anschaulicher und sicherer dar, je tiefer man es empfindet. Nur die empfundene Darstellung ist die lebendige, nur die lebendige ist die wahre. Hier ist der Punkt, wo mit der geschichtlichen Wahrheit die poetische genau zusammenfällt, wo die Aufgabe des Geschichtschreibers vollkommen eins wird mit der Aufgabe des Künstlers. Und nur so wird man den eigentlichen Wert der Straußischen Biographien recht verstehen können. Die Menschen, welche er darstellt, müssen seiner poetischen Teilnahme und Empfindung nahegekommen sein, sie müssen sein Herz ergriffen und erwärmt, ihn lebhaft interessiert und sozusagen angeheimelt haben. Märklin war sein Freund, der eine ernste, innerlich bewegte und reiche Jugendzeit mit ihm geteilt, ihm später, als manche Schicksalsstürme das Leben des Mannes erschütterten, treu zur Seite gestanden hat. Das Leben Märklins war „das Denkmal eines trauernden Freundes". Schubart und Frischlin, die beiden unglücklichen schwäbischen Dichter, einander in mancher Hinsicht ähnlich in Charakter und Schicksal, hatten in ihren Schicksalen und Charakteren etwas, das Strauß damals lebhaft anzog; und je genauer er in ihre Lebensläufe einging, um so mehr erwärmte sich für beide seine Phantasie, und seine Teilnahme wurde zu einem poetischen Mitleid, welches sich in den Grundton der biographischen Darstellung auf eine reizende Weise mit dem Humor teilte, der die Schwächen und Verirrungen eines Schubart und Frischlin als sprechende Eigentümlichkeiten hervorhob und preisgab. Wenn gegen das Leben Märklins einige unzarte, mit der Tiefe menschlicher Empfindung nicht vertraute Stimmen laut wurden, so erhoben sich gegen die Biographien von Schubart und Frischlin eine Menge unverständiger und geschmackloser Urteile. „Was kann ein Mann

Digitized by Google

wie Strauß gemein haben mit Leuten wie Frischlin und Schubart? Und hat er nichts mit ihnen gemein, warum macht er sich zu ihrem Biographen?" So sagten seine falschen Bewunderer. „Im Gegenteil, er stellt sie dar, weil er diese Leute liebt. Das sind seine Ideale. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" So frohlockten, sich bekreuzigend, seine Gegner. Ihr Schluß von den Eigentümlichkeiten eines Schubart und Frischlin auf die ähnlichen Eigentümlichkeiten ihres Biographen ist genau ebenso richtig, als wenn jemand aus den Bauern eines Teniers schließen wollte, daß Teniers der Bauer sei, den er in die Ecke seines Bildes stellt; wobei sie nichts vergessen als das Bild und den Maler, als den Künstler und das Kunstwerk. Diese Leute urteilen über die Kunstwerke des Biographen wie das Pferd über das Pferd des Apelles und die Vögel über die Trauben des Zeuxis!

Eine Frage an die Kunstrichter, die es wirklich sind: ein bedeutender und umfassender Geist wählt sich einen Gegenstand zur Darstellung, der vollkommen in seine Fassungskraft paßt, der also mit ihm verglichen notwendig ein geringeres geistiges Volumen einnimmt, den er deshalb ganz durchdringen und ausprägen kann; ein anderer, flacher und geringer Kopf will einen Gegenstand darstellen, der seine Fassungskraft weit übersteigt und noch eine andere als die seinige überragen würde, er stellt diesen Gegenstand dar, den er natürlich nicht anders kann als verflachen. Welches der beiden Werke wird das richtig erzeugte, das glücklich vollendete sein? Diese Frage muß man sich aufgeworfen haben (sie aufwerfen heißt sie beantworten), um mit jenen Kritikern abzurechnen, die einem Strauß den Schubart und Frischlin übelnehmen, weil sie selbst über Goethe und Schiller usw. schreiben. Freilich, sie schreiben darüber, sie schreiben über Gott und die Welt, aber es ist auch danach! Zu Strauß verhalten sie sich in ihrem Urteile als unverständige Kunstrichter, zu Schubart und Frischlin als unberufene Tugendrichter.

Digitized by Google

II.

Das Ideal des Biographen ist das wirkliche Menschenleben, welches er schildert, in seiner Naturwahrheit. Er gibt oder soll uns geben das getroffene, vollständige, lebendige Abbild Zug für Zug, wodurch ein vergangenes Menschenleben uns wieder gegenwärtig gemacht wird. Durch eine solche Schilderung nach der Natur wird natürlich jedes falsche, phrasenhafte Ideal zerstört, jedes farblose Schema. Dieser Erfolg einer echten Biographie ist wahrlich keiner der geringsten. Und Strauß ist nach seiner ganzen Geisteseigentümlichkeit, nicht bloß vermöge seines Verstandes, ein so abgesagter Feind aller falschen Ideale, daß schon dieser stark ausgeprägte Zug seiner Natur, dieser Sinn für das echt Wirkliche, für das geschichtlich Menschliche ihn geschickt macht zum Biographen. Dieser Zug hat diesmal auch die äußersten Gegner von Strauß zu ihrer Überraschung ergriffen. Was nämlich Ulrich von Hutten betrifft, so will das Hallesche Volksblatt zu seiner großen Genugtuung gefunden haben, daß Strauß in seiner Biographie diesem falschen Ideale den Garaus gemacht. Die Zeit wolle die falschen Ideale zerstören. Strauß habe an Hutten dieses zeitgemäße Gericht vollzogen. In diesem Sinne bejaht und preist das Hallesche Blatt die Straußische Biographie. Ihm ist Hutten überhaupt ein falsches Ideal, während Strauß keines seiner Bücher mit größerer Hingebung und Teilnahme geschrieben hat. Allerdings gibt es von Hutten eine unrichtige gutgemeinte Vorstellung, die falsch ist, so ideal sie sein möchte, die gewöhnliche lichtfreundliche Vorstellung, die sich „den Kämpfer für Wahrheit, Freiheit, Licht" aus lauter sogenannten Vortrefflichkeiten zusammensetzt, daß er nicht mehr wie ein Ritter aussieht, sondern wie ein exemplarischer Märtyrer. Allerdings hat dieses landläufige Huttenschema Strauß durch seine Biographie zerstört; er hat den wirklichen Hutten geschildert in allen Leidenschaften seiner feurigen Natur, ohne alle Nachgiebigkeit gegen jene idola theatri (um uns baconisch aus-

Digitized by Google

zudrücken), die über Ulrich von Hutten im Munde der Leute sind. Da konnte es nicht fehlen, daß an dem Helden auch die Stellen entdeckt wurden, wo er sterblich war. Aber die Gegner werden doch sich oder andere nicht etwa überreden wollen, daß in diese Entdeckung Strauß die Absicht seiner Schrift gelegt habe? Die Absicht seiner Schrift ist so wenig kritisch im moralischen Sinne, als sie panegyrisch ist. Sie ist lediglich historisch. Hutten ist der Held eines Epos, das um so ergreifender ist, je reiner es die geschichtliche Wahrheit wiedergibt. Und die lebendige, in jedem Zuge erwärmte und sprechende Darstellung Huttens in dem vorliegenden Werke beweist, wie tief Strauß seinen Mann im Herzen getragen hat. Dieser sein innerster Anteil an dem Leben, das er uns schildert, macht sich nicht laut in enthusiastischen Ausrufungen, sonst hätte er ein verzogenes sogenanntes Ideal zum Vorschein gebracht, nicht den wirklichen Menschen. Das ganze Werk lebt von dieser tief empfundenen Teilnahme als von seiner heimlichen Mitgift, die ihm keine noch so gründliche und gelehrte Kenntnis der Sache von sich aus zuführen konnte. Überhaupt wird die Liebe, selbst die Bewunderung für das menschlich Große weder bewiesen durch einen schwärmerischen Ausruf, noch beeinträchtigt durch eine kritische Einsicht. Die Schwärmerei macht konfus, die konfuse Empfindung ist ohnmächtig. Wer sich für einen Menschen wahrhaft interessiert, was kann er anders wollen, als so intim als möglich ihn kennen lernen? Das Kennenlernen eines historischen Charakters geschieht durch eine historische Untersuchung, einen Akt gelehrter und sichtender Geschichtsforschung. Bei Strauß nun trägt diese untersuchende Forschung, so umfassend, gelehrt und gründlich sie ist bis in die kleinsten Teile, keineswegs den Charakter einer mühsamen Arbeit, einer angestrengten Lukubration, sondern sie erscheint wie ein intimer, genußreicher, erquickender Umgang mit dem Objekt und mit allem, was diesem nahe steht oder sich irgendwie auf dasselbe bezieht. So lernt man im Leben selbst die Menschen kennen,

Digitized by Google

an denen man wahren Anteil nimmt, mit denen man sich befreundet. Man interessiert sich für alles, was sie interessiert, erfährt mit Genuß ihre Eigentümlichkeiten, lebt sich hinein in ihre Lebenssphäre und in ihre Freundeskreise. Mit jedem Tage wird dieser befreundete Verkehr inniger, traulicher und in fruchtbarer Weise mehr gemütlich und behaglich. Und ein solches Verhältnis nimmt Strauß auch in seiner historisch-kritischen Quellenforschung zu dem Helden ein, den er kennen lernen will, den er, je näher er denselben kennen lernt, mit jedem Tage lieber gewinnt. Genau so verhält er sich zu Hutten. Die ganze, außerordentliche Kenntnis der Verhältnisse und Menschen, die sich auf Hutten beziehen, hat sich Strauß in dieser Stimmung mit erstaunlicher Leichtigkeit erworben. Die Quellenforschung ersetzt ihm den persönlichen Umgang. Um sie dem persönlichen Umgang so nahe als möglich zu bringen und seine historische Kenntnis zur lebendigen zu machen, breitet er seine Quellenuntersuchungen aus, so weit sich irgend Beziehungen wahrnehmen lassen zu seinem Helden, sucht er mit begierigem Interesse alles auf, was von fern und nah mit ihm in Verbindung steht, und durchläuft so in der Lebenssphäre Huttens alle geschichtlich bemerkbaren Radien. Selbst den letzten Rest zwischen der historischen und lebendigen Kenntnis weiß er zu tilgen durch den ihm eigentümlichen Takt menschenkundiger Divination. Nur so läßt sich erklären, wie Strauß eine solche umfassende, weit verzweigte, schwierige Forschung so gründlich in einer so kurzen Zeit vollenden konnte. Er hat kaum ein Jahr gebraucht, um Hutten kennen zu lernen, nur wenige Monate, um ihn darzustellen. Nur das lebendigste poetische Interesse vermag eine solche historische Forschung so zu beflügeln und zugleich so eindringend und scharfsichtig zu machen. Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind ist, das heißt die blinde Liebe ist blind, die wahre sieht mit durchdringenden Augen. Von Hutten aus verbreitet sich das Interesse des Biographen auf Huttens Familie, seinen Freundeskreis, die Poeten und Humanisten

Digitized by Google

des Zeitalters, die Crotus Rubianus, Eoban Hesse, Mutianus Rufus, Erasmus, Reuchlin, Wilibald Pirckheimer; er lernt sie kennen und entwirft in sprechenden Zügen ihre Charakterbilder, daß wir uns mitten unter die Humanisten der beginnenden Reformationszeit versetzt fühlen. Je deutlicher diese Nebengestalten werden, um so deutlicher wird Hutten selbst. Seine Biographie bildet eine wohlerwogene, abgerundete, nirgends gestörte Komposition. Auch dieser Zug darf in ihrer Schätzung, als eines Kunstwerks, nicht unbemerkt bleiben. Strauß überschreitet den Umkreis nicht, dessen Mittelpunkt Hutten ausmacht. Er füllt die Sphäre nur aus mit allen ihr zugehörigen Gestalten. Er stellt die Figuren nicht nebeneinander auf, sondern gruppiert sie um den Helden des Ganzen. Wie sie sich zu diesem näher oder weniger nahe verhalten, so werden sie von Strauß heller oder weniger hell, ausführlicher oder mehr vorübergehend beleuchtet.

Oft liebt Strauß, Hutten schlechtweg den „Ritter" zu nennen. Er bezeichnet damit den Typus, nach dem Huttens ganzes Wesen angelegt und gestimmt war. Hutten war der Ritter der Reformation, deren vaterländische Sache er am liebsten ritterlich durchgefochten hätte. Unter den hervortretenden Charakteren jener fruchtbaren, neuerungslustigen Zeit war er vielleicht der einzige, der alle Faktoren, deren die Reformation bedurfte, in sich vereinigte, der an jedem seinen Teil nahm und auf allen Punkten zum „Durchbrechen" gerüstet war. In ihm vereinigen sich diese drei reformatorischen Mächte: die humanistisch-gelehrte, die nationalpolitische, die religiös-kirchliche. Ihn hindert die humanistische Begeisterung nicht, wie die andern, sich für die Sache Luthers zu erwärmen; sein feuriger Patriotismus entzündet ihn für den Reformator. In Hutten wird die religiöse Idee der Reformation als eine nationale Notwendigkeit empfunden, und diese nationale Empfindung prägt sich in ihm feuriger, leidenschaftlicher aus als in irgendeiner andern, seinem Kreise zugehörigen Individualität. Von dem

Digitized by Google

idyllisch harmlosen Freundeskreise der Humanisten und von der klassischen Literatur, in der sie leben, wendet sich Hutten zu den heroischen, im Kampf begriffenen Mächten der Reformation, von Crotus, Mutian, Erasmus macht er den Übergang zu Luther und Sickingen, und hier bildet er gleichsam die Mitte zwischen dem Mönch von Wittenberg und dem Ritter von der Ebernburg. Die Bibel Luthers und das Schwert Sickingens hätte Ulrich von Hutten zusammenfügen wollen, um so in Kirche und Staat zugleich die Reformation zum Durchbruch und zum wirklichen Siege zu bringen.

III.

Man muß sich Hutten nicht nach dem Zuschnitt unserer weltbürgerlichen Ideale von heute und gestern vorstellen; unter Bedingungen, die er nicht voraussieht, die sich erst im Gange seines Lebens erfüllen, wird der fahrende Humanist und der abenteuerliche Ritter zum Helden der Reformation. Sein Lebensweg führt ihn durch so viele Kreuz- und Querzüge auf den weltgeschichtlichen Kampfplatz, der Gang der Dinge reißt ihn mit fort. Er wird von dem mächtigen Schicksale fortgetragen, das überhaupt die großen Menschen führt. Von Geburt Ritter und Edelmann, der Hutten stets auch in seiner Empfindungsweise geblieben ist, vermöge seiner Bildung Humanist und Poet im Geiste des wiederbelebten Altertums, durch sein Schicksal zum Kampf mit dem Leben von früher Jugend an gleichsam herausgefordert, entdeckt und entwickelt Hutten im Kampfe die eigentliche Feuerkraft seiner Natur, die er zuletzt für die Sache des Jahrhunderts einsetzt. Von der väterlichen Burg führt den elfjährigen Knaben sein erstes Schicksal in das Kloster zu Fulda: er soll Mönch werden nach dem Wunsche der Eltern und auf den Rat des Abtes. Unter dem Einfluß humanistisch gesinnter Freunde entscheidet sich Hutten nach einem fünfjährigen Klosterleben gegen den mönchischen Beruf, worin diese lebensfrische Natur mit ihrem energischen Bildungsdrange sich unmöglich befriedigen konnte.

Digitized by Google

Er flieht aus dem Kloster. „Nicht lange", sagt bei dieser Gelegenheit sein Biograph, „nachdem Hutten aus dem Kloster zu Fulda in die Welt entflohen war, flüchtete sich zu Erfurt Luther aus der Welt ins Kloster. Wie bezeichnet dieser Gegensatz Natur und Bestimmung beider Männer! Der eine will sich unter Menschen umtreiben, der andere mit Gott ins Reine kommen. Zwar erkennt dieser später den falschen Weg und verläßt das Kloster, ohne jedoch seiner Denk- und Handelsweise das dort erhaltene Gepräge wieder abtun zu können. Bei aller Breite und Großartigkeit seines späteren Wirkens blieb Luther eine streng in sich zusammengefaßte, aber auch eine geistliche, dadurch gebundene und verdüsterte Persönlichkeit, während Hutten eine weltliche, ritterliche, selbst im Unglück heitere, aber freilich auch unstäte und in ihrem Tun sich vielfach übernehmende Natur ist." Mit der Flucht aus dem Kloster in die Welt betritt Hutten den ersten Kampfplatz seines Lebens. Er sieht sich gegenüber einem hartnäckigen, unbeugsamen Vater, der ihn verstößt, da er ihn nicht zwingen kann, ins Kloster zurückzukehren. Er steht einsam, verlassen, mittellos in der weiten Welt. Auf den Universitäten zu Köln, Erfurt, Frankfurt a. O. macht Hutten seine humanistische Schule; hier schließt er seine ersten, dauernden, auf sein weiteres Leben einflußreichen Jugendfreundschaften: die erste mit Johann Jäger aus Thüringen, genannt Crotus Rubianus, die zweite mit Eoban Hesse, die dritte mit Conrad Muth, genannt Mutianus Rufus. Das humanistische Interesse führt sie zusammen, Mutian in Gotha ist das eigentliche Haupt dieser Humanistenpartei zu Erfurt. Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, die Reisen durch die Welt. Ein sechzehnjähriger Jüngling hat er das Kloster verlassen, ein einundzwanzigjähriger pilgert er durch die Welt, lernt die Universitäten Deutschlands und Italiens kennen, erweitert den Kreis seiner humanistischen Studien und macht so in fortgesetzten Kämpfen die Schule des Lebens. Und schon hat den Zwanzigjährigen eine neue feindliche Macht

Digitized by Google

ergriffen, die seine Jugendkraft untergräbt, die er durch keinen Kampf abwehren und besiegen, die er nur heldenmütig ertragen kann und mit Heldenmut wirklich erträgt: die furchtbare heillose Krankheit, die nur scheinbar zeitweise ruht, um immer wieder von neuem mit größerer Wut den Unglücklichen anzufallen, den sie zuletzt in der Blüte des Alters dahinrafft. Nur über seinen Geist konnte sie keine Macht ausüben, konnte ihn nicht hindern, den Lorbeer des Poeten, den Ruhm des Helden zu gewinnen und der größte Redner des Zeitalters zu werden. Krank und ohne alle Mittel der Pflege durchstreift er die Welt als fahrender Ritter. Im Frühjahr 1509 verläßt er Frankfurt, lebt eine Zeitlang als Studierender auf Kosten einer fremden und keineswegs mitleidigen Unterstützung in Greifswald, das er gegen Ende des Jahres wieder verläßt, um in Rostock eine gastlichere Stätte zu finden. Von hier pilgert er über Wittenberg nach Leipzig, dann durch Böhmen und Mähren nach Wien, wo ihn das kleine humanistische Contubernium freundlich aufnimmt. Im Jahre 1512 ist er in Italien, der Heimat des Humanismus. Er kommt nach Pavia wenige Tage nach der Schlacht, in der Gaston de Foix, der französische Feldherr, fiel. Er selbst wird vom Kriegsgetümmel ergriffen, erst von den Franzosen, dann von den Schweizern als Feind behandelt, zuletzt selbst genötigt, krank und lahm, wie er ist, Kriegsdienste zu nehmen, um leben zu können. Er ist ein Zeuge des Krieges zwischen dem Kaiser Maximilian und den Venetianern, sieht die Ohnmacht auf seiten des Kaisers, die politische Schmach auf seiten Deutschlands, die treulose Politik der Franzosen, die aus Bundesgenossen Feinde des Kaisers werden, den Übermut der kaufmännischen Republik, den Kleinmut in den Ständen des Deutschen Reichs, die sich zuletzt den Frieden abkaufen lassen, und alle diese Eindrücke prägen sich unauslöschlich tief in seine Seele. Hier zuerst erwacht in ihm der patriotische Eifer, das Selbstgefühl des deutschen Ritters für die nationale Ehre, Selbständigkeit, Recht seines Vaterlandes. Dazu erscheint ihm

Digitized by Google

das Papsttum, wie es in sein äußerstes Gegenteil verkehrt ist. Was bedeutet der Statthalter Christi auf Erden, wenn Julius II. mit dem Schwert in der Hand auf der Strickleiter von Mirandola steht? Im Jahre 1514 kehrt er nach Deutschland zurück, wo ihn neue Kämpfe erwarten mitten in dem Schoß seiner Familie. Das Familieninteresse gegen den gemeinschaftlichen Feind führt ihn mit seinem Vater zusammen. Der Vater will ihm verzeihen, ihn unterstützen, wenn sich der Sohn entschließen will, etwas Ordentliches zu werden, aufhören will Nichts zu sein. Humanist und Poet ist Nichts. Als Geistlicher hätte er Etwas sein können. Da es mit dem Geistlichen vorbei ist, soll er es jetzt mit dem Juristen versuchen, um als Jurist ein Mann im Staate, fürstlicher Rat usw. werden zu können. Überall waren damals die römischen Rechtsgelehrten namentlich an den Höfen gesucht. Die Aussicht zu einer solchen einflußreichen Stellung eröffnet sich für Ulrich von Hutten an dem Hofe eines humanistisch gesinnten Fürsten, des kurmainzischen Erzbischofs Albrecht von Brandenburg. Sein alter Gönner, der Ritter Eitelwolf vom Stein, hat den jungen Fürsten auf Hutten aufmerksam gemacht. Er ist derselbe, der Hutten schon als Knabe im Kloster zu Fulda kennen gelernt, seine Fähigkeiten erkannt, die Eltern und den Abt gewarnt hatte, ihn zum Mönch zu machen. Was nun die juristische Laufbahn betraf, so ließ sich Hutten diesen Plan mehr gefallen, als daß er ihm selbst wirklich ernst war. Das römische Recht mochte er als ein Freund des Altertums wohl leiden, aber die Glossatoren, die es lehrten, waren ihm ebenso zuwider als in der Theologie die Scholastiker. Um sich nun für die juristische Laufbahn vorzubereiten, reiste Hutten zum zweitenmal nach Italien, im Herbste des Jahres 1515. Im Frühjahr des folgenden Jahres ist er in Rom ein Augenzeuge des päpstlichen Treibens. Im Juli ist er in Bologna, reist von da nach Venedig, kehrt im Juni 1517 nach Bologna zurück und tritt noch in demselben Monat die Rückreise nach Deutschland an.

Digitized by Google

IV.

In den engen Zeitraum von acht Jahren drängt sich eine Fülle von Schicksalen und Lebenserfahrungen. Es sind die Jahre von 1509—1517. Heimatlos und abenteuerlich war Hutten in die weite Welt gegangen, ein angehender Poet und Humanist, der die großen Kräfte und Bestimmungen nicht ahnt, die in ihm schlummern. Von seiner zweiten italienischen Reise nach Deutschland zurückgekehrt, empfängt er zu Augsburg aus der Hand des Kaisers den Kranz des Dichters, findet sich im versöhnten Verkehr mit dem väterlichen Hause, unterstützt und gesucht von mächtigen, einflußreichen Freunden, ein geltender Mann in dem Kreise der humanistischen Größen, am Hofe eines deutschen Fürsten, der sich mit Vorliebe dem Humanismus zuneigt, hochgehalten und ihm näher verbunden in einer, so weit es angeht, amtlich-behaglichen Hofstellung. Was aber von allem das Wichtigste ist, sein inneres Leben hat sich im Wege der Schicksale mit jedem Schritte mehr auf die großen Ziele hingerichtet, die jetzt deutlich vor seiner Seele stehen. Das Jahr 1517 ist eine reiche und glückliche Pause im Leben Huttens. Mit seinen Erfahrungen und Schicksalen hat sich der Schauplatz seines Lebens und mit diesem zugleich der Kampfplatz desselben erweitert. Mit dem Kampfplatz wächst auch das Objekt, für welches er streitet, wächst auch der Feind, gegen den er kämpft. Der erste öffentliche Kampf, den er führte, betraf nur eine Privatsache, der letzte gilt der Sache Deutschlands. Mit dem Gegenstande wächst seine Kraft, mit dieser er selbst. Bei aller Lebendigkeit, leidenschaftlichen Beweglichkeit und Unruhe seiner Natur ist Hutten ein *sachlicher* und darum ein großer Mensch. Das ist der ergreifende Anblick, den sein Leben gewährt, und den Strauß durch die Weise seiner Darstellung in den Vordergrund gerückt hat. Mit dem letzten eigentlichen Kampfe verglichen, der den mächtigen Inhalt und die Tragödie seines Lebens ausmacht, erscheinen die früheren Kämpfe wie Übungen und Vorspiele. Seine erste Kriegserklärung

Digitized by Google

gilt einem persönlichen Feinde, den beiden Lötzen in Greifswalde, die den mittellosen Jüngling zuerst unterstützt, dann übel behandelt, zuletzt, als er krank und elend nach Rostock pilgerte, auf der Reise ausgeplündert, halb nackt liegen gelassen und selbst des Bündelchens beraubt hatten, in dem seine Dichtungen und seine wenigen Bücher waren. „Nun fühlte er sich wieder", sagt hier sein Biograph, „im vollen Besitze seines Talentes. Ja, er fühlte sich zum erstenmal darin. Der kurze Zeitraum seit dem Antritt seiner nordischen Reise war für ihn reich an Erfahrungen gewesen. Mit zweiundzwanzig Jahren war er vom Jüngling zum Manne gereift. Was aber das Entscheidende war: die Spitze dieser Erfahrungen war eine empörende Unbill, eine offene Gewalttat gegen ihn gewesen, die seine ganze Entrüstung hervorrufen mußte und zugleich sein Talent entbinden sollte. Die Hebamme von Huttens Geiste war der Zorn. Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältnis, als die Gegenstände seines Zorns bedeutender werden, dieser selbst reiner wird. Was Hutten diesmal hervorbrachte, waren die Klagen gegen Wedeg und Henning Lötz oder die Lossier, wie er sie im lateinischen Verse nannte. Diese Schrift nimmt auf der eben angedeuteten Stufenleiter zwar die unterste, aber eine wesentliche Stelle ein, als die erste, welche das volle Gepräge des Huttenschen Geistes trägt. Seine bisherigen Versuche hätte auch ein anderer begabter Musensohn jener Tage machen können: die Querelen gegen die Lossier konnte nur Ulrich Hutten schreiben."

Seine zweite große Kriegserklärung gilt einem Familienfeinde, dem Herzog Ulrich von Württemberg, der den Vetter unseres Hutten, den Ritter Hans von Hutten, so gut als meuchlings ermordet hatte (8. Mai 1515). Hans war der Günstling des Herzogs und der Mann der schönen Ursula Thumbin, die jener leidenschaftlich liebte. Der Herzog hatte sich einst vor Hans bis zu einem Kniefall gedemütigt, ihm offen seine unbezwingliche Leidenschaft bekannt und ihn

Digitized by Google

angefleht, dieser seiner Leidenschaft nachzusehen. Diese für den Herzog doppelt entwürdigende Szene war in den Mund der Leute gekommen, und daher kam jener wilde Rachedurst gegen Hutten, den der jähzornige Ulrich nur im Morde zu befriedigen wußte. Von einem Verhältnisse Huttens zur Herzogin Sabine war in keiner Hinsicht die Rede. Diese Untat entflammte die ganze Familie Hutten zur gemeinschaftlichen Rache an dem gemeinschaftlichen Feinde. Sie fühlten sich wie ein Mann und Ulrich schürte das Feuer in den Reden, die er während der Streitsache gegen den Herzog schrieb. Er redete Dolche nach dem Muster der Catilinarien und Verrinen und bildete in dieser Zeit unter so starken Erregungen die rednerische Form aus, die in seiner Hand eine furchtbare Waffe wurde. Seine griechischen Studien in Italien hatten ihn mit Lucian bekannt gemacht, und in dieser Schule lernte er die dialogische Form kennen, die unter allen Redegattungen ihm am meisten gemäß war, die er am glücklichsten zu handhaben und sich anzueignen wußte. Mit dieser Form krönte er seine Streitschriften gegen den Herzog. Ulrich von Württemberg erscheint ihm unter allen Tyrannen der Welt als der furchtbarste, grausamste, hassenswürdigste. In diesem Lichte soll er aller Welt gezeigt werden. Er übertrifft bei weitem noch den Phalaris, dessen Name bisher den Typus eines grausamen Herrschers bezeichnete. Diese Anerkennung soll Phalaris selbst dem Mörder Hans von Huttens darbringen. Deshalb müssen Phalaris und Ulrich zusammengebracht werden in der Form eines Totengespräches nach dem Muster Lucians. So schreibt Hutten den Dialog „Phalarismus", das Stärkste, das er gegen den Herzog schreiben konnte. Es war ein kühnes Wagnis. Und in diesem Bewußtsein änderte Hutten hier zum erstenmal seinen Wahlspruch. Hatte er seine früheren Schriften mit dem Motto „redlich und ohne Prunk" (sinceriter citra pompam) oder „aus Tugendeifer" (zelo virtutis) überschrieben, so setzte er auf den Titel des Phalarismus zum ersten Male das berühmte, ihm eigentümliche

Digitized by Google

Wort „jacta est alea!“ „ich hab's gewagt“, wie er deutsch sagte, als er seine Blitze gegen Rom schleuderte.

Das ist der eigentliche große Kampf seines Lebens, der ihn weltgeschichtlich gemacht hat: der Kampf für Deutschland gegen Rom. Denn darin besteht der allgemeine Charakter, welchen in Hutten die Sache des Jahrhunderts annimmt. Der Kampf für die Reformation gegen das Papsttum, der in Luther die alleinige Hauptsache war, ist in Hutten zwar keineswegs eine Nebensache, sondern eine Notwendigkeit, die aber aus jenem allgemeinen Charakter erst hervorgeht: er verhält sich zu diesem wie die Art zur Gattung, wie die Folge zum Grunde, das nationale Pathos ist Huttens Grundton, und erst in der Folge geht es mit dem religiösen zusammen. Lange bevor Hutten die Bedeutung Luthers erkannte, hatte ihn sein deutscher Patriotismus gegen die römische Fremdherrschaft und seine humanistische Bildung gegen die römische Scholastik entflammt und in den Kampf geführt. Er mußte sich erst überzeugen, daß Luthers Sache nicht bloß eine theologische Streitigkeit sei, bevor er ein Herz für sie fassen konnte. Der ganze Ablaßstreit erschien ihm zuerst als ein bloßes Mönchsgezänk. Man zanke sich hier über den Ablaß wie ein paar Jahre früher die Dominikaner und Franziskaner über die Empfängnis Mariä. „Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden“, schreibt er einem Freunde. „Die Buchdrucker bekommen zu tun. Es werden Streitsätze und Corollarien, Schlüsse und Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mitteilung machte, zur Antwort gegeben: «Fresset einander, damit ihr voneinander gefressen werdet».“ Hier steht Hutten in seinem Urteile über die beginnende Reformation noch ganz auf dem Standpunkte des in sich befriedigten Humanismus, den die meisten seiner Freunde auch später nicht verlassen haben. Noch auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) verhielt sich Hutten gleichgültig gegen Luther, dessen Sache er zwei Jahre später mit

Digitized by Google

dem größten Feuereifer zu der seinigen machte. Er hatte erkannt, daß es sich nicht um theologische Sätze, sondern um eine religiöse Wiedergeburt handelte, die mit der nationalen Hand in Hand ging. Auch will Hutten, nachdem er Luthers Bedeutung erkannt, keineswegs die nationale Sache der religiösen unterordnen, sondern jene durch diese verstärken.

V.

In Italien erwacht Huttens deutscher Geist, nachdem er in Deutschland seine humanistische Schule gemacht hat, die er in Italien fortsetzt und vollendet. Seine patriotische und humanistische Gesinnung sind fest verbunden im Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Hutten in Italien entdeckt. Die Macht Deutschlands ist verkörpert im Kaiser, der nach der großen Idee des Mittelalters die Herrschaft der Welt haben soll. In Italien ist sein Ansehen aufs tiefste gesunken. Unter den Feinden der kaiserlichen Macht steht neben Venedig und Frankreich der Papst. Während der Kaiser in Italien herrschen sollte, wo seine Macht daniederliegt, herrscht der Papst in Deutschland. Die Kirchenherrschaft empfindet Hutten als Fremdherrschaft. Und zugleich nährt die Kirche in ihren Mönchsorden die schlimmsten Feinde des Humanismus. So trifft der patriotische Eifer mit dem humanistischen zusammen in der Empörung gegen denselben Feind. Die Epigramme, die Hutten schon bei seinem ersten italienischen Aufenthalte an Maximilian richtet, wenden sich gegen Venedig, gegen Frankreich und zugleich gegen den Papst, nicht bloß gegen den kriegerischen, unkirchlichen Charakter Julius' II., auch gegen dessen Sitten, gegen den Ablaß- und Bullenhandel, gegen die Ausbeutung Deutschlands von seiten des päpstlichen Hofes. Und damit verbindet sich eine direkte Satire auf die Zeiten von Julius. Bei seinem zweiten Aufenthalte in Italien lernt er in Rom selbst das päpstlich-hierarchische Treiben aus eigener Anschauung kennen und schildert von hier aus dem Freunde Crotus in Deutschland,

Digitized by Google

welche Eindrücke ihm die Verkäuflichkeit aller Dinge in Rom, besonders das Ablaßwesen macht. Die darauf bezüglichen Epigramme atmen nicht bloß sittlichen Unwillen, sondern patriotischen Schmerz. Sie sind darin jenen früheren, an Maximilian gerichteten Epigrammen ähnlich.

Die Wendung, welche die Huttenschen Epigramme gegen den Papst nehmen, ist bedeutungsvoll. Sie trifft in denselben Punkt, mit dem später das Werk der deutschen Kirchenverbesserung begann. Und die Leidenschaft, der sittliche Unwille gegen den Ablaß ist in dem epigrammatischen Dichter nicht geringer als der empörte Eifer des Augustiners:

Wie doch die gläubige Welt der Krämer Julius anführt,
Welcher den Himmel verkauft, den er doch selbst nicht besitzt.
Biete mir feil, was du hast! Wie schamlos ist's zu verkaufen,
Was, o Julius, dir eben am meisten gebricht.

Und in einem andern Gedicht läßt Hutten den unsittlichen Charakter des Ablaßwesens in seiner ganzen Blöße auftreten. Die einen betrügen, die andern werden betrogen. Und zwar werden sie betrogen um ihr ewiges Heil. Sie wähnen ihre Sünden durch Geld getilgt zu haben, und kaufen sich auf diese Weise los von der einzig wahrhaften Besserung durch die Reue. Das war der Punkt, wo der lutherische Ablaßstreit einsetzte:

Dreimal hab' ich mir nun die Freuden des ewigen Lebens,
Und was weiter ich kaum wagte zu hoffen, erkauft.
Dreifach hab' ich dafür den Schein mit dem Namen empfangen,
Und mit dem Siegel in Wachs: aber nur Namen und Schein.
Dreifach war ich ein Tor: denn wer mag hoffen zu kaufen,
Was, wer's etwa besitzt, sicher verkaufen nicht mag;
Wollt er's jedoch, so könnt er's nicht verkaufen. Der Himmel
Steht um den einzigen Preis redlichen Wandels zu Kauf.
Denn wie lächerlich auch, als bedürfte das himmlische Leben
Irdischer Zeugen, dafür Siegel verlangen und Brief.

VI.

Wir haben schon früher gesagt, daß unter den Faktoren der Reformation die humanistische Bildung eine Haupt-

Digitized by Google

stelle einnimmt. Freilich war dieser Faktor der am wenigsten leidenschaftliche, der am wenigsten politische und darum auch nicht der entscheidende. Zum „Durchbrechen" gehörten andere, mehr stürmische, in ihrem Gewissen engere Kräfte als die friedlichen Geister des Humanismus. Diese machten die literarische, nicht die religiöse Weltverbesserung. Sie setzten der kirchlichen Schulbildung die klassische Weltbildung entgegen; und so ernst und wichtig dieser Gegensatz war und der Kampf, der von hier aus entspringen mußte, so täuschten sich doch die meisten der Humanisten über seine Tragweite; sie glaubten die Scholastik beseitigen zu können, ohne die Kirche zu gefährden. Denn sie scheuten den Umsturz der bestehenden Dinge. Der Kampf des Humanismus gegen die Scholastik (um denselben in seinem allgemeinsten Charakter zu begreifen) war innerhalb der großen reformatorischen Weltkrisis dasjenige Stadium, welches dem Kampf gegen die Kirche selbst unmittelbar voranging. Hier finden wir die humanistischen Geister gegen den gemeinsamen Feind vereinigt, zum letzten Male, denn schon die nächste Zeit sollte sie trennen. Dieser Kampf bildet in der reformatorischen Weltbewegung des sechzehnten Jahrhunderts die heitere Episode, die sich durch die epistolae obscurorum virorum bei der Nachwelt verewigt hat.

Wir dürfen vermuten, daß unser ritterlicher Humanist, mitten in dem Studium des Altertums, dem Humanistenkreise als einer der Ersten angehörig, kampfeslustig wie er war, nicht unter den Letzten gestanden hat für eine Sache, die das ganze Lager der Humanisten in die Waffen rief. Um Huttens Stellung in diesem Kampfe und seinen Anteil an den Briefen der Dunkelmänner näher kennen zu lernen, müssen wir mit seinem Biographen auf den Hergang der Sache genauer eingehen. Hier entfaltet der Biograph seine künstlerische Kraft in ihrer ganzen Anmut und Lebendigkeit: er fühlt sich selbst behaglich in der Betrachtung dieser siegreichen und doch harmlosen Zerstörung des scholastischen Pfaffen-

Digitized by Google

tums, er genießt den unübertrefflichen Humor der Humanisten, wie sich Erasmus zuerst, ehe ihm die Sache peinlich wurde, daran ergötzt haben mag.

Wie der Ablaßstreit den Anstoß gab zum religiösen Kampf gegen die Kirche, so wurde eine theologische Streitigkeit von zunächst esoterischer Art der Anstoß zum humanistischen Kampf gegen die Scholastik. Der Held des Kampfes war Johann Reuchlin, das ehrwürdige Haupt der deutschen Humanisten, angesehen aufs höchste durch seine Gelehrsamkeit, seinen Charakter, seine hohe amtliche Stellung. Ihn und Erasmus nannte Hutten „die beiden Augen Deutschlands". Reuchlin hatte das Studium der hebräischen Sprache von neuem belebt und galt in der orientalischen Philologie als der erste Mann des Zeitalters, wie Erasmus in der klassischen. Die Kenntnis der hebräischen Sprache und damit des Originaltextes des Alten Testaments mußte natürlich zu einer Kritik der Vulgata führen, die als kirchliche Autorität galt. Daneben war Reuchlin im Geiste seines Zeitalters, ähnlich wie der Graf Picus von Mirandola, einer mystischen Philosophie ergeben, die ihn besonders in der Kabbala anzog. Nun hatten die Theologen von Köln, diesem Sitze der deutschen Scholastik, einen Verfolgungsplan gegen die hebräische Literatur im Sinn, und zum Agenten in dieser Sache gab sich ein bekehrter Jude namens Pfefferkorn her, der sich ein kaiserliches Mandat erwirkt hatte, das ihn zu einem solchen Agenten ermächtigte. Er durfte überall im römischen Reiche den Juden ihre Bücher abverlangen, diese mit Zuziehung öffentlicher sachkundiger Personen prüfen und die antichristlich befundenen konfiszieren und verbrennen. In dieser Absicht wollte er auch Reuchlin sich beigesellen — es war im Anfang des Jahres 1510 —, indessen dieser lehnte die Sache ab und berief sich auf formale Mängel im kaiserlichen Mandat. Bald darauf wurde Reuchlin durch einen kaiserlichen Befehl aufgefordert, darüber zu gutachten, ob nicht alle jüdischen Bücher, die biblischen ausgenommen, sollten

Digitized by Google

verbrannt werden. Reuchlin gab sein Gutachten ausführlich und verneinend. So schickte er es dem Kurfürsten von Mainz, und dieser sollte sämtliche in der Sache abgegebene Gutachten durch Pfefferkorn an den Kaiser gelangen lassen. Pfefferkorn las nicht bloß Reuchlins Gutachten, sondern veröffentlichte dagegen unter dem Namen „Handspiegel" eine Schmähschrift, welche Reuchlin durch eine Gegenschrift „Augenspiegel" beantwortete.

Jetzt bekam es der Humanist mit den Kölner Theologen zu tun. Die Dominikaner und die theologische Fakultät traten gegen ihn auf, namentlich der Ketzermeister Jacob Hochstraten, Arnold von Tungern und ein pfäffischer Humanist Ortuinus Gratius. Man verlangte von Reuchlin die Konfiskation und den Widerruf seiner Schrift. Ein kaiserliches Mandat befahl zunächst beiden Parteien Stillschweigen.

Indessen damit war die Sache nicht abgetan. Hochstraten lud als Ketzermeister Reuchlin vor seinen Richterstuhl. Das Gericht sollte den 11. Oktober 1513 zu Mainz gehalten werden. Reuchlin war erschienen, der Scheiterhaufen, der den Augenspiegel verbrennen sollte, war schon aufgerichtet, das Urteil sollte eben verlesen werden, da kam recht im dramatischen Momente ein erzbischöfliches Schreiben, welches das Inquisitionsgericht aufhob und Reuchlins Appellation an den Papst genehmigte. Leo X. übertrug die Sache dem Bischof von Speier, und zwei von dem letztern subdelegierte Domherren fällten am 24. April 1514 das Urteil, wodurch Reuchlins Augenspiegel freigesprochen wurde und Hochstraten den Prozeß verlor.

Auch damit war der zur cause celèbre gewordene Streit noch nicht geschlichtet. Hochstraten appellierte an den Papst, die Akten wurden nach Rom geschickt, wo der Ketzermeister selbst, mit allen gewinnenden Mitteln wohlausgerüstet, erschien. Eine päpstliche Kommission, aus 18 Prälaten zusammengesetzt, entschied die Sache schließlich am 2. Juli 1516 zugunsten Reuchlins, der Papst aber, eingeschüchtert durch die

Digitized by Google

Dominikaner, schlug die ganze Sache nieder durch ein mandatum de supersedendo.

Die Angelegenheit war allmählich aus einer theologischen Streitigkeit und einer persönlichen Kabale zu einer großartigen Parteisache geworden, welche den gesamten Humanismus in Bewegung setzte. Nicht Reuchlin und Hochstraten oder Arnold von Tungern (von dem Juden Pfefferkorn ganz zu schweigen) standen sich mehr gegenüber, sondern „Reuchlinisten" und „Arnoldisten", die humanistische Bildung und die mönchische Scholastik. Die theologischen Fakultäten von Löwen, Paris, Erfurt, Heidelberg traten mit ihren Gutachten auf die Seite der Kölner; der Kaiser selbst, verschiedene Kurfürsten, Fürsten und Bischöfe und 53 schwäbische Städte stellten sich auf die Seite Reuchlins. Um den Gegnern zu imponieren, hatten die Reuchlinisten im Jahre 1514 eine Sammlung von Briefen berühmter Männer (illustrium virorum epistolae) veranstaltet. Erasmus und Mutian, die Ersten in der Reihe der Humanisten, zählten mit Willibald Pirckheimer, dem Nürnberger Patrizier, zu den eifrigsten Verteidigern des bedrohten Reuchlin. Huttens Freunde, Crotus Rubianus, Eoban Hesse, Eitelwolf vom Stein empfanden auf das wärmste die Sache Reuchlins als die ihrige und hielten zu ihm in treuer Ergebenheit.

Wie hätte diese Angelegenheit nicht Hutten selbst auf das eifrigste erregen und zur Mitbeteiligung auffordern sollen? „Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeter Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten; nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Teuerste war." Mit regster Teilnahme folgte er dem schwankenden Gange der Sache. Schon ehe die Sache unmittelbar vor den päpstlichen

Digitized by Google

Richterstuhl kam, dichtete Hutten „den Triumph Reuchlins“, und er zeigte das Gedicht dem Erasmus, als er dessen Bekanntschaft zu Mainz im Jahr 1514 machte. Unter demselben Titel und in derselben Richtung hatte in eben dieser Zeit Hermann von dem Busche einen „triumphus Capnionis“ gedichtet und das Gedicht Mutian zugeschickt. Ob der in die Sammlung von Huttens Werken aufgenommene „triumphus Capnionis“ durchgängig von Hutten herrührt, ist eine Frage, die unser Biograph nach einer genauen kritischen Untersuchung offen läßt. „Jedenfalls“, so schließt er diese Untersuchung, „war er ihm aus der Seele geschrieben.“ Das Gedicht war eine pathetische Satire auf die Widersacher Reuchlins.

Während sich der Streit in seinem letzten Stadium bewegte, war Hutten in Italien und konnte die Sache in der Nähe verfolgen. Was er in Rom selbst erfahren, teilte er in Bologna sogleich Badian mit, suchte durch ein Gedicht den Kardinal Adrian für Reuchlin zu gewinnen, schrieb den Freunden in Deutschland hoffnungsvoll über den Ausgang der Sache und an den ängstlichen Reuchlin selbst aufrichtend und ermutigend.

Die Mönche waren in dem Reuchlinschen Streite mit den Humanisten gleichsam auf der Mensur erschienen; der geistige Abstand zwischen beiden konnte nicht größer sein: die geistreichsten, gelehrtesten Köpfe eines vorgerückten Zeitalters und ihnen gegenüber die ausgelebte Bildung in einer ihrer niedrigsten Formen, auf der am meisten zurückgebliebenen Stufe! Dazu kam, daß in diesem günstigen Augenblicke die ganze gebildete Welt, selbst ein großer Teil der noch nicht gespaltenen Kirche, sich den Humanisten zuneigte. Ein erzbischöfliches Dekret hinderte den Ketzermeister, sein Verdammungsurteil an der Reuchlinschen Schrift zu vollziehen, ein bischöfliches Gericht sprach Reuchlin frei und verurteilte seinen fanatischen Gegner, zuletzt bekräftigte das freisprechende Urteil eine päpstliche Kommission, und der Papst selbst konnte

Digitized by Google

den Fanatikern nichts Günstigeres tun, als die Sache niederschlagen. Einer solchen doppelten Ohnmacht seiner Feinde gegenüber geriet der humanistische Geist in die beste Stimmung, er konnte über seine Feinde lachen und sie mit der Unbefangenheit des sichern Humors dem Gelächter der Welt preisgeben. Er brauchte ihnen nichts weiter hinzuzufügen, sondern sie nur darzustellen, wie sie waren, in ihrer vollkommenen Geistesbeschränktheit, — um seinen Triumph zu vollenden. Das geschah in einer Satire unvergänglichen Andenkens, den epistolae obscurorum virorum. Die Barbarei wurde, wie sich Erasmus ausdrückte, barbarisch verlacht. Die Briefe der Dunkelmänner bildeten das glücklichste Gegenstück zu den „Briefen berühmter Männer" einerseits und dem „Triumph Reuchlins" andererseits. Das letztere Gedicht war eine pathetische Satire; die Briefe der Dunkelmänner waren in vollendeter Weise eine komische. In den Briefen der berühmten Männer hatten sich die wirklichen Geistesgrößen des Zeitalters um Reuchlin als ihren Mittelpunkt geschart. In den Briefen der Dunkelmänner entfalteten die verborgenen Größen der Scholastik alle ihre Talente in ungenierter Naturwahrheit. Dort schreiben an Reuchlin die Crotus Rubianus, Eoban Hesse, Erasmus, Hutten; hier schreiben an Ortuin, den pfäffischen Schöngeist von Köln, die Magister und Baccalaurei Gensselinus, Caprimulgius, Scherschleiferius, Dollenkopfius usf. Der Baccalaureus Thomas Langschneider legt seinem Lehrer Ortuin die Frage vor, ob einer, der Doktor der Theologie, das heißt magister noster, zu werden im Begriff stehe, magister nostrandus oder noster magistrandus zu nennen sei. M. Warmsemmel, ein feiner Secotist, entscheidet sich für das letztere. Die Gründe für und wider werden ausführlich beleuchtet. Die Sprache dieser angeblichen Briefsteller ist das sogenannte Mönchslatein, das mit dem Lateinischen nichts mehr gemein hat, sondern einen eigentümlichen, nicht übersetzbaren Jargon für sich ausmacht. Ihre Etymologie ist wie ihre Sprache. Magister ist ein Mensch, der dreimal mehr

Digitized by Google

wissen muß als ein anderer, daher das Wort zusammengesetzt aus magis und ter. Besonders verhaßt sind den guten Leuten die Humanisten und Poeten, und deren Tischgesellschaft im Gasthause zur Krone in Mainz, vor allem Ulrich von Hutten, „ein höchst bestialischer Mensch". Höchst ergötzlich erzählt wird ein Besuch, den ein Baccalaureus dem ehrwürdigen Reuchlin abstattet. „Wie ich in sein Haus kam", heißt es, „da sagte er zu mir: willkommen, Herr Baccalaureus, setzet euch. Und er hat einen Brill (unum brillum) auf seiner Nase und ein Buch vor sich, das war wunderbarlich geschrieben, und ich sah gleich, daß es weder deutsch, noch böhmisch, auch nicht lateinisch geschrieben war. Und ich sagte zu ihm: vortrefflicher Herr Doktor, wie nennt man sotanes Buch? Er antwortete: es nenne sich der griechische Plutarchus und handle von der Philosophie. Da sagte ich: so leset es in Gottes Namen! und daher glaubte ich, daß er wundersame Künste versteht." Reuchlin heiße auf hebräisch Capnion, und ein Mensch, namens proverbia Erasmi, führe neues Latein in die Theologie ein usw. Wie die Unwissenheit bis zur äußersten Barbarei, so geht die Unbeholfenheit bis zum kindischen Blödsinn. Scherschleiferius fängt einen Brief an Ortuin folgendermaßen an: „Ich wundere mich sehr, warum Ihr mir nicht schreibet, und Ihr schreibet doch an andere, die Euch nicht so oft schreiben, als ich Euch schreibe. Aber Ihr seid mein Feind, weil Ihr mir nicht schreibt, so schreibet mir doch, warum Ihr mir nicht schreiben wollt, damit ich weiß, warum Ihr nicht schreibet, da ich Euch doch immer schreibe, wie ich Euch auch jetzt schreibe, ungeachtet ich weiß, daß Ihr mir nicht wieder schreiben werdet usf."

Die Eigentümlichkeit dieser Briefe mit ihrer unwiderstehlichen Komik läßt sich nicht übersetzen, sondern nur annähernd beschreiben. Durch die Übersetzung hebt sich die barbarische Ausdrucksweise auf, in der nicht zum geringsten Teile der Reiz und die komische Wirkung der Briefe besteht. Die Satire war keineswegs übertrieben, so sehr sie es heute scheinen

Digitized by Google

möchte. Im Gegenteil, die Magister und Baccalaurei waren so glücklich getroffen, mit so viel Naturwahrheit nachgeahmt, daß die Briefe bei ihrem ersten Erscheinen für echt gehalten und von der Partei der Mönche selbst als eine den Humanisten feindliche Schrift willkommen geheißen wurden. Nur einem so feinen Sprachkünstler wie Strauß, der zugleich das humanistische Kunstwerk mit erasmischem Geschmacke zu genießen wußte, konnte es gelingen, uns nicht bloß einen höchst lebendigen, sondern zugleich ästhetisch richtigen Eindruck der Briefe zu verschaffen. Eine der größten und glücklichsten Satiren der Welt, welche die epistolae obscurorum virorum sind, hat sie Strauß zugleich in ihrer geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung gewürdigt. „Uns haben die Briefe der Dunkelmänner", urteilt Strauß, „an kein Buch lebhafter erinnert als an das erste in seiner Art, den Don Quixote, diese weltgeschichtliche Satire, zu welcher der Stoff in dem Kontrast einer abgängigen Denk- und Lebensform mit einer neu aufkommenden gegeben war, aber vom Genie ergriffen und über die Sphäre der bloßen Satire hinaus in die Höhe des Humors erhoben wurde. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit den Briefen der Dunkelmänner. Die geschlossene Einheit der Romanform, das plastische Hervortreten handelnder Hauptpersonen geht ihnen freilich ab: sie sind einem figuren- und gruppenreichen Relief zu vergleichen, auf welchem Silen und Esel, Satyr und Bacchantin sich durcheinandertreiben und wo der Reichtum des Einzelnen für den Mangel an Einheit des Ganzen schadlos hält."

Hutten war in Italien, als die Briefe erschienen. Zu Bologna im August 1516 erfuhr er, daß sie erschienen seien; einen Monat später waren sie in seinen Händen, er hörte auch, daß er geheim und öffentlich als ihr Verfasser genannt werde. Er wies den Verdacht brieflich zurück; indessen gefielen ihm die Briefe so außerordentlich, daß sie ihn sogleich zur Nachahmung reizten und er den Freunden in Bologna alsbald neue Dunkelmännerbriefe vorlas. Auch Andere waren schnell

Digitized by Google

zur Nachahmung des glücklichen Vorbildes bereit, und so erschien schon im folgenden Jahre 1517 ein zweiter Teil der Dunkelmännerbriefe, der verschiedene Mitarbeiter hatte, unter andern auch Hutten. Aber der eigentliche Verfasser und Urheber dieser Satire ist nicht Hutten, sondern sein Freund Crotus Rubianus. Strauß hat die Autorschaft des Crotus mit allen möglichen Gründen der Kritik bis zur einleuchtenden Gewißheit erwiesen. Er stützt sich dabei nicht bloß auf die bekannte Geisteseigentümlichkeit des Mannes, zu der die Eigentümlichkeit des ersten Teiles der Briefe paßt, „wie der Abdruck zum Siegel", sondern zugleich auf sprechende historische Zeugnisse, besonders auf einen Brief, den ein Ungenannter im Jahre 1532 an Crotus richtete. Crotus, der Freund Huttens, der Verteidiger Reuchlins, der Verehrer Luthers, war mit anderen Humanisten der Reformation untreu geworden. Jener Brief ist an den Apostaten gerichtet und hält ihm strafend seine Vergangenheit vor (Justus Jonas wird als Verfasser dieses Briefes genannt: eine Angabe von Olearius, der Strauß ein nicht unwichtiges, aus dem Briefe selbst geschöpftes Bedenken entgegengesetzt). Hier werden dem Crotus nicht bloß seine beißenden Scherzreden gegen das alte Kirchenwesen vorgerückt, sondern ganz besonders und namentlich die epistolae obscurorum virorum. Wir erfahren hier selbst, wie die Briefe entstanden sind, wie Crotus sein Manuskript mit sich geführt, den Freunden bei vertraulichen Gesprächen, Spaziergängen und Mahlzeiten daraus vorgelesen, wie er in Kirchen und Hörsälen mit einem Schreibtäfelchen den stillen Beobachter gemacht, um nach der Natur zu zeichnen. Crotus verhielt sich den Mönchen und Scholastikern gegenüber nicht pathetisch wie Hutten, sondern rein humoristisch. „Alles von Hutten, auch seine Satire, spornt zur Tat, nie vergißt er, daß man das Dumme und Schlechte nicht bloß belachen, sondern bekämpfen muß. Dem Verfasser der epistolae dagegen ist es unter seinen Dunkelmännern offenbar ganz behaglich. Er vergißt, daß sie Schufte sind, weil

Digitized by Google

sie so gar ergötzliche Toren sind. Er mutet ihnen nicht zu, anders zu sein; ja, es müßte ihm leid tun, wenn sie anders wären, weil er dann nichts mehr zu lachen hätte. Über dem ästhetischen Gesichtspunkte kommt ihm der praktische aus den Augen: und das pflegte Hutten sonst nicht zu begegnen."

VII.

Das national-politische Interesse, welches in Hutten mit dem humanistischen wetteiferte, begnügte sich nicht damit, bloß die Torheiten der Scholastiker zu verlachen. Auch im Kampf gegen die Mönche war er ernsthafter und pathetischer gestimmt als Crotus und seine humanistischen Freunde. Ging doch im Grunde dieser Kampf, wenn er ernsthaft genommen und fortgeführt wurde, gegen die Kirche selbst und gegen den Papst, der sie beherrschte. Schon längst war Huttens Seele empört gegen die Anmaßungen der römischen Hierarchie, die Fremdherrschaft, die sie in Deutschland ausübte, die unlautern und unredlichen Mittel, womit sie handelte. Was Hutten gegen das Papsttum unversöhnlich aufbrachte, war sein Patriotismus. Wäre er bloß Humanist und Poet gewesen, so würde er wahrscheinlich kosmopolitischer und dem Papsttum günstiger empfunden haben. Es war sein ritterliches und nationales Selbstgefühl, das ihn gegen Rom leidenschaftlich empörte. Hier überschreitet er ungestüm und neuerungslustig die Grenze, welche der harmlose Humanismus in seinen Freunden bedächtig wahrte. Er greift direkt die päpstliche Macht und Politik an. Mit einem solchen Angriff bezeichnet er seine Rückkehr nach Deutschland. Er hatte in Bologna bei Cochläus die Schrift eines der ersten Humanisten des 14. Jahrhunderts, des Laurentius Valla, kennen gelernt, worin die weltliche Grundlage der päpstlichen Macht angegriffen und die Unechtheit jener Urkunde nachgewiesen war, wodurch der Kaiser Constantin dem römischen Bischof Rom, Italien, das Abendland geschenkt haben sollte. Eine Abschrift davon hatte sich Hutten nach Deutschland nachschicken lassen. In

Digitized by Google

seiner Heimat Steckelberg gibt er sie heraus mit einer Widmung an den Papst selbst. Er wußte wohl, daß Leo X. keine Ausnahme war von der päpstlichen Regel. Indessen hielt er für geraten, diese Ausnahme zu fingieren. Als ob dieser Papst die Gerechtigkeit und der Friede selbst sei, klagte er das Papsttum bei ihm an wegen seiner usurpierten, auf falsche Rechtsinstrumente gegründeten weltlichen Macht, wegen der Mißbräuche des päpstlichen Regiments, des Pallien- und Bullenhandels, der käuflichen Sündenvergebung, des Stellenverkaufs, mit einem Worte der Gelderpressungen aller Art. Mehr noch als Huttens moralisches Rechtsgefühl durch diese offenbaren Mißbräuche der päpstlichen Politik verletzt war, empörte es ihn, daß mit solchen Mitteln Deutschland von den Römern beherrscht und unterjocht werde, daß man die Deutschen für so einfältig und dumm halte, um sie mit dem gröbsten Betruge zu täuschen. Die Schrift verfehlte nicht, eine große Wirkung zu machen, und namentlich wurde Luther davon ergriffen. Die Augen wurden ihm geöffnet über die politischen Grundlagen der päpstlichen Herrschaft.

Hutten ging auf die Reformation zu, rascheren Schrittes sogar als Luther; es mußte ein Augenblick kommen, wo sich die beiden Männer in derselben Richtung erkannten. Dieser Augenblick war noch nicht da. Hutten trat eben jetzt in den Dienst eines humanistisch gesinnten, ihm persönlich günstigen Fürsten. Dieser Fürst stand in Deutschland unter den ersten und mächtigsten Gegnern Luthers. Es war der Erzbischof Albrecht von Mainz. Und die Stellung, welche dieser wohlmeinende Kirchenfürst auf der einen Seite zu Hutten, auf der andern zu Luther einnahm, ist sehr charakteristisch für die kirchlichen Dinge, wie sie damals lagen. Auf der einen Seite hatte er alle Ursache, dem päpstlichen Pallienhandel zu zürnen, den Hutten angriff und der das mainzische Erzstift aufs äußerste erschöpft hatte. Auf der andern Seite hatte er ebensoviel Ursache, den Ablaß zu begünstigen, den Luther vor allem auf das heftigste bekämpfte. Albrecht wollte aus eigenen

Digitized by Google

Mitteln die 20000 Goldgulden für das erzbischöfliche Pallium bezahlen, um das erschöpfte Erzbistum zu schonen; diese Mittel sollte ihm der Ablaß verschaffen. Die Sache, welche für den Augustinermönch zu Wittenberg eine Gewissensfrage wurde, hatte für den Erzbischof von Mainz lediglich die Bedeutung einer Finanzfrage.

Eine neue Gelegenheit, seine Angriffe und Anklagen gegen das Papsttum zu wiederholen und zu verstärken, bot unserm Hutten der Reichstag von Augsburg 1518, und die hier zu verhandelnde Frage des Türkenkriegs. Die Verhandlungen zwischen Luther und Cajetan interessierten ihn nicht. Er ergriff die Türkenfrage im Interesse Deutschlands und des Kaisers, um bei diesem Anlaß eine Philippika gegen den Papst und die römische Fremdherrschaft zu halten. Zu diesem Zweck schrieb er seine Türkenrede. Der Papst habe den Türkenkrieg immer nur benützt, um in Deutschland eine neue Geldbeute zu machen, jetzt handle es sich im Ernst um einen wirklichen Krieg, die Gefahr sei da, und die einzige Hilfe liege in der Einigkeit der deutschen Mächte, in ihrer einmütigen Unterordnung unter den Kaiser. Indessen gewährten die Stände die von Kaiser und Papst verlangte Türkenhilfe nicht.

So war Hutten für den Augenblick der literarischen Muße zurückgegeben. Das Hofleben hatte er satt und widmete ihm in einem darauf bezüglichen Gespräch (aula) eine launig-satirische Darstellung. Von der furchtbar hartnäckigen Krankheit glaubte er sich durch die Guaiakkur glücklich geheilt. Das Fieber, das bei ihm solange zu Hause gewesen, möge sich jetzt eine bessere Herberge suchen beim Kardinal Cajetan, den Mönchen, Domherren usf.: so scherzt Hutten in heiterer Laune in seinem Gespräch mit dem Fieber (febris).

Aus dieser literarischen Muße weckt ihn der Krieg. Er kommt für Hutten wie gerufen. Der Herzog Ulrich von Württemberg, der Familienfeind der Huttenschen, hat die Reichsstadt Reutlingen überfallen und erobert. Der schwäbische Bund rüstet gegen den Landfriedensbrecher, ein Teil

Digitized by Google

der fränkischen Ritterschaft, die Hutten voran, vereinigen sich mit den Feinden des Herzogs. Am 7. April 1519 war das Bundesheer in Stuttgart, der Herzog, von den Schweizern verlassen, mußte sich in sein Schloß Tübingen zurückziehen. Hutten war hier in seinem Element. Das Schwert stand ihm so gut wie die Feder. Die Briefe, die er aus dem Lager schreibt, sind mit soldatischer Frohheit geschrieben. „Ich kann nicht weiter", schließt er einen dieser Briefe. „Schon bläst die Trompete. Später etwas Ausführlicheres; ich hoffe nach der Einnahme Tübingens. Lebet wohl und gedenket meiner . . . eilig, unter Trompeten, Pferdegewieher, Trommeln und Lagerlärm!"

In diesem Feldzuge war Hutten der Freund Sickingens geworden, der es mit dem schwäbischen Bundesheere hielt. Sie waren Lager- und Zeltgenossen. Seine Briefe sind voll von Sickingens Lobe.

Jetzt, nach glücklich beendetem Feldzuge, wo seine Gesundheit durch eine Kur im Wildbad gestärkt war, von seinem Hofdienst entbunden, aber in sorgenfreier Lage gelassen, empfand Hutten mehr als je die Sehnsucht nach einem ruhigen, häuslich glücklichen Leben. Er suchte eine Frau und glaubte sie schon gefunden zu haben, aber in seinem Lebensschicksal war es anders beschlossen, und bei ihm sollte das Glück der Liebe nicht einkehren. „So träumte auch Hutten einmal", sagt tief ergriffen sein Biograph, indem er diese Episode schließt, „den Traum eines einfachen menschlichen Daseins in den friedlichen Schranken der Natur und der Sitte; er hielt sich einen Augenblick für einen harmlosen Menschen und seine Arbeiten für anmutige Spiele: durch die er gerade im Begriff stand, einen Sturm zu entfesseln, der ihn von dem Hafen, in welchen er eben einzulaufen meint, weit und für immer verschlagen sollte."

VIII.

Der Kampf gegen Rom, den Hutten schon in Italien begonnen, in Deutschland ernsthafter und leidenschaftlicher fort-

Digitized by Google

geführt hat, wird jetzt zum Kampf für die Reformation. Hier trifft er mit Luther zusammen, den er bisher wenig beachtet und als einen theologischen Mönch mit humanistischer Unbefangenheit, ritterlicher Gleichgültigkeit angesehen. Seit der Leipziger Disputation im Sommer 1519 rückt dieser theologische Mönch bedeutungsvoll in Huttens Gesichtskreis. Sie haben dasselbe Ziel: den Kampf gegen die römische Hierarchie, die Befreiung von ihrem Joch. Dieses gemeinsame Ziel verfolgt Hutten mehr unter dem politischen, Luther allein unter dem religiösen Gesichtspunkt. Hutten sucht auf diesem Wege die Befreiung und Vereinigung Deutschlands, Luther die Reinigung der Kirche. In dem Plan einer deutschen, von Rom unabhängigen Kirche kommen beide zusammen, aber Hutten bewegt dabei mehr ein national-politisches Interesse, Luther das religiöse. Und von hier aus läßt sich voraussehen, daß die beiden reformatorischen Helden, deren Namen sich eine Zeitlang im Munde der Nation verbanden, nicht in allen Fällen denselben Weg zu dem gemeinsamen Ziele ergreifen konnten. Es gab einen gemeinsamen Weg: wenn die Reformation auf gesetzliche Weise, mit Hilfe der bestehenden Gewalten, durch den Kaiser und die Stände des Reichs durchgeführt werden konnte. Sobald dieser Weg unmöglich wurde, so blieb nur zweierlei übrig: entweder das Werk der Reformation auf die Macht des Wortes zu beschränken, von welchem der Glaube sagt, daß es die Welt überwindet, oder die Reformation durchzusetzen gegen die bestehenden Gewalten, gegen den Kaiser und die römisch gesinnten Stände des Reichs, sie durchzusetzen also mit der Gewalt der aufgebrachten Nation. Den ersten Weg ging Luther; den zweiten, da die gesetzmäßigen Organe versagten, ergriff Hutten. Er wollte, kurz gesagt, die Reformation in eine Revolution verwandeln, und das war der Punkt, an dem er scheiterte.

Von seinen humanistischen Freunden betrat diese gefährliche Bahn keiner, ausgenommen Hermann vom Busche, der hierin Hutten vielleicht noch überbot. Der bedächtige Eras-

Digitized by Google

mus, der friedliebende Mutian blieben zurück, sie scheuten die Zerstörungen der Reformation, noch mehr eine politische Umwälzung der Dinge. Nur Eoban Hesse nahm aufrichtigen und warmen, aber nicht praktischen Anteil an den gefährlichen Unternehmungen seines Freundes.

Einen hatte Hutten für die Reformation und die Sache Luthers gewonnen, wie vorher für die Sache Reuchlins, einen der mächtigsten und gefürchtetsten Ritter des Reichs: Franz von Sickingen. Er suchte durch Melanchthon eine Verbindung zwischen dem Ritter und Reformator herzustellen, denn selbst an Luther zu schreiben hinderte ihn noch die dankbare Rücksicht auf seinen fürstlichen Gönner von Mainz.

Seine schriftstellerische Tätigkeit, angefeuert durch das große Ziel zu erstaunlicher Regsamkeit, hat jetzt nur eine Richtung, antirömisch und national-deutsch zu sein. Die Schriften vom Jahre 1520 sind Brandfackeln, die er in die römische Troja schleuderte. Der Vadiscus oder die römische Dreieinigkeit ist sein offenes, rücksichtsloses Manifest gegen Rom, gegen die finanzielle Ausbeutung, die politische Bevormundung, das moralische Verderben, welches Deutschland von dorther erfährt. Eine alte Schrift, die er in der Bibliothek von Fulda auffindet, gerichtet gegen Gregor VII. und zur Verteidigung des deutschen Königtums gegen die Übergriffe der päpstlichen Hierarchie geschrieben, gibt er heraus und widmet sie dem Bruder des Kaisers, Ferdinand von Österreich. Eine andere Schrift aus der Zeit der großen Kirchenspaltung, die er im gastlichen Hause eines rheinischen Zollbeamten entdeckt, veröffentlicht er mit einem Sendschreiben an alle freien Deutschen. Die Erbitterung der Papisten gegen den kühnen Schriftsteller fängt an sich bemerkbar zu machen. Eck hat ihn bereits in Rom denunziert, Erasmus ermahnt ihn vergebens zur Vorsicht. Das Unmögliche scheint ihm möglich. Er will Ferdinand von Österreich, den Bruder Karls V., für die Reformation gewinnen, er glaubt es zu können und reist in dieser Absicht nach Brüssel. Er mußte ungehört zurück-

Digitized by Google

kehren, um sich vor der schon überall ausgestreckten Verfolgung zu sichern. Der Papst, so hieß es, wollte ihn gefesselt in Rom sehen. Auch in Mainz war seines Bleibens nicht mehr. Auf dem Wege nach seiner Heimat schreibt er am 8. August 1520 einem Freunde: „Nun endlich fängt dieses Feuer zu brennen an, und es wird ein Wunder sein, wenn es nicht zuletzt mit meinem Sturze wird gelöscht werden müssen. Doch in diesem Handel habe ich mehr Mut, als jene Kräfte haben. Auf, auf! Es muß durchgebrochen werden. Mit meiner Milde sei es nun am Ende; denn ich sehe, daß die römischen Leuen nach Blut lechzen."

Auf der Ebernburg bei seinem Sickingen war er geborgen. Von hier aus ist er unermüdlich in seiner Sache tätig. Er versucht, die ganze Nation in Haupt und Gliedern durch Schriften der feurigsten Beredsamkeit und glühenden Eifers für das Vaterland gegen Rom und den Papst aufzuregen. Im September kommt er auf der Ebernburg an, und schon im folgenden Monat veröffentlicht er die Sammlung seiner Klagschriften. Er wendet sich in einem Klagschreiben an den Kaiser selbst und enthüllt hier die gegen seine Person gerichteten Anschläge der Römischen; in einem Sendschreiben an den Kurfürsten von Sachsen macht er mit Luther gemeinschaftliche Sache, ermahnt den Fürsten, bei der Reformation treu auszuharren, die Fürsten und Ritter des Reichs sollen sich zum Schutze und Siege des reformatorischen Werks vereinigen; den Erzbischof von Mainz beschwört er, die Sache des Papstes nicht zur seinigen zu machen; Luthern feuert er an, nicht zu wanken auf dem ergriffenen Wege; zuletzt fordert er in einem Sendschreiben die Deutschen aller Stände auf, sich gegen Rom zu erheben. Jetzt eben erscheint in Deutschland die Bannbulle des Papstes gegen Luther. Die Schriften des Reformators werden verbrannt. Eck und Aleander reisen mit der Bulle in Deutschland herum und lassen, wo es angeht, die unblutigen Scheiterhaufen anzünden. Sogleich, noch im Laufe des Oktober und November, schleu-

Digitized by Google

dert Hutten eine Reihe von Schriften gegen die Bulle und die Scheiterhaufen. Die Bulle wird gloſſiert, teils ironiſch, teils pathetiſch. Wie der Papſt bei der Verbrennung von Luthers Schriften ankommt, ruft Hutten aus: „Du haſt's erreicht, ſie brennen, aber in den Herzen aller Guten. Welch ein verderblicher Brand für dich! Nun löſche ihn, wenn du kannſt!“ Vaterländiſch wie die Sache iſt, für die Hutten ſchreibt, wird jetzt auch die Sprache, in der er ſchreibt. Er will zum Herzen des Volkes reden, und ohne Vermittler. So fängt er jetzt an, deutſch zu ſchreiben und zu dichten und ſeine früheren Schriften, die Klagſchriften und die Geſpräche, ins Deutſche zu überſetzen.

Immer feſter ſchloß ſich Hutten an Sickingen an und gewann ihn für die Sache der Reformation. In den Winterabenden auf der Ebernburg unterhielt er ihn von der lutheriſchen Lehre, las ihm die Schriften des Reformators vor, erklärte und erläuterte und überzeugte den Freund, daß die Wahrheit auf der Seite Luthers ſei. „Stehen wir einen Augenblick vor dieſem Bilde ſtill“, ſagt hier unſer Biograph, „es iſt eines der ſchönſten in der Geſchichte unſeres Volkes. Am gaſtlichen Tiſche der Ebernburg ſitzen in den Winterabenden zwei deutſche Ritter in Geſprächen über die deutſcheſte Angelegenheit. Der eine Flüchtling, der andere ſein mächtiger Beſchützer: aber der Flüchtling, der Jüngere, iſt der Lehrer, der Ältere ſchämt ſich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer ſelbſt neidlos dem größern Meiſter, dem Mönch zu Wittenberg, ſich unterordnet.“ In einer Reihe neuer lateiniſcher Dialoge, die Bulle, die beiden Warner, die Räuber (bulla vel bullicida, monitor I et II, praedones), tritt unverhohlener der politiſche Gedanke Huttens hervor. Die Reformation iſt ein Kampf zwiſchen Deutſchland und Rom, der zu den Waffen drängt. Im äußerſten Falle, wenn es nach ihm und Sickingen gehe, werde man die reformatoriſche Bewegung in Deutſchland in eine Art Huſſitenkrieg verwandeln. Man werde mit Gewalt erkämpfen, was man geſetzlich nicht er-

Digitized by Google

ringen könne. Die unabhängigen Mächte des Reichs sollen sich zu gemeinsamer Tat vereinigen, Ritter und Städte einander die Hand reichen, um die deutsche Freiheit zu gründen. Es ist wohl zu beachten, daß erst hier, unter diesem politischen Gesichtspunkte, Hutten seine früheren ritterlichen Begriffe vom Städtewesen mit seinem gewerbfleißigen Bürgertume berichtigt. Er drohte dabei mit einer Revolution für den äußersten Fall; dieser Fall war schon im nächsten Augenblicke gegeben, und Hutten war wohl mutig, aber nicht mächtig genug, seine voreiligen Drohungen zu erfüllen.

Auf dem Reichstage zu Worms (1521) siegte die römische Partei über die reformatorische. Der Kaiser war dem Geiste der Reformation, auch dem deutschen Wesen fremd. Vielleicht hätte er aus Politik Luther einen Augenblick begünstigen können; jetzt brachte es seine Politik mit sich, ihn zu unterdrücken. Die päpstlichen Nuntien verlangten, daß Luther ungehört als Ketzer, der er sei, verurteilt werde. Die Mehrzahl der Kirchenfürsten und Prälaten des Reichstags unterstützten die Forderung der päpstlichen Gesandten. Hutten antwortete von der Ebernburg herab mit Invektiven gegen die Nuntien und die Bischöfe. In einem Sendschreiben an den Kaiser forderte er diesen auf, sich der Sache Luthers als deutscher Kaiser anzunehmen, in keinem Falle zu dulden, daß er ungehört verdammt werde. Auch die Stände des Reichs verlangten Gehör für Luther. Der Kaiser berief ihn nach Worms. Am 16. April kam Luther in Worms an. Hutten begrüßte ihn schon am folgenden Tage mit einem Schreiben. Luther hatte sich vor dem Reichstage nicht zu verantworten. Die Frage war gar nicht, ob er Ketzer sei oder nicht; die Frage war nur, ob er widerrufen wolle oder nicht. Seine Ketzerei stand in thesi fest. Als er den Widerruf ablehnte, erfolgte seine Verurteilung als Ketzer und die kaiserliche Achtserklärung.

Huttens letzte Hoffnung stand auf Sickingen. Aber Sickingen zögerte loszuschlagen, denn er wollte aus andern Gründen — (ein Feldzug in Frankreich stand bevor) — zu-

Digitized by Google

nächst mit dem Kaiser nicht brechen. Huttens Drohungen blieben also leer und erschienen bei Freund und Feind als Prahlerei. Die einen wie Erasmus tadelten, daß er die Drohungen gemacht habe, andere wie Hermann vom Busche tadelten noch heftiger, daß er sie nicht erfülle; Eoban Hesse ermahnte, daß er sie erfüllen möge und als deutscher Ritter die Reformation mit dem Schwerte beschützen. Und Hutten versprach es: „er werde tun, was in seinen Kräften stehe; sei ihm das Unterfangen zu schwer, so müsse das Vaterland seinen Willen für die Tat nehmen.

> Und so brech' ich hindurch! Durch brech' ich, oder ich falle
> Kämpfend, nachdem ich einmal also geworfen das Los."

IX.

Der Weg einer gesetzmäßigen politisch-kirchlichen Reform in Deutschland war freilich zunächst durch den Reichstag zu Worms abgeschnitten. Die ungeduldige Reformpartei, die Hutten anführte, mußte auf ungewöhnliche Mittel sinnen, um ihrer Sache einen schnellen und entscheidenden Sieg zu verschaffen. Es handelte sich darum, die reformfreundlichen Elemente in Deutschland ihren mächtigen Widersachern gegenüber zu einer noch mächtigeren Partei zu vereinigen, diese Partei zu organisieren und ihr einen kriegerischen Führer zu geben. Da der Kaiser, die Mehrzahl der Fürsten und Bischöfe der Reformation entgegen waren, so blieben die Ritter, die Reichsstädte und zuletzt die Bauern übrig. In dem Reichsregimente zu Nürnberg, das in Abwesenheit des Kaisers an der Spitze der Dinge stand, waren die Ritter nicht, die Reichsstädte nur sehr gering vertreten, und damit Grund genug zur Unzufriedenheit gegeben. Dazu kam das Edikt des Reichsregiments gegen die kirchlichen Neuerungen. Hutten behielt die Vereinigung der Ritter und Reichsstädte im Auge und schrieb in diesem Sinn ein Gedicht: „Beklagung der Freistädte deutscher Nation". Auch der Plan einer Vereinigung zwischen Rittern und Bauern war schon in den organisierenden

Digitized by Google

Köpfen der Reformpartei aufgegangen. Das zeigt sich deutlich in dem Gespräche: „Neu Karsthans", das wahrscheinlich von Hutten selbst herrührt, denn es erinnert in vielen Punkten an seine frühern Gespräche; jedenfalls hat dieses Gespräch, wenn nicht ihn selbst, einen seiner nächsten Gesinnungsgenossen zum Verfasser. Das Schwert der Reformpartei sollte Sickingen sein.

Der Zug gegen Frankreich hatte einen üblen Ausgang gehabt und Sickingen vom Kaiser entfernt. Die rheinische Ritterschaft hatte in der Landauer Einung (August 1522) ihn zum Hauptmann ihrer auf sechs Jahre geschlossenen Verbindung ernannt. Sickingens politische Pläne und seine für die Reformation entschiedene Gesinnung trieben ihn gemeinschaftlich dazu, die militärische Macht, die ihm gehorchte, jetzt für die persönliche und vaterländische Sache zugleich einzusetzen. Er wollte die Fürsten- und Pfaffenmacht in einer Person angreifen und richtete sich daher gegen den Erzbischof und Kurfürsten von Trier. Der Kaiser war abwesend; die benachbarten Fürsten von Mainz und Köln waren nicht zu fürchten, der Anlaß zur Fehde schnell gefunden, da er gesucht war; aber der Feldzug fiel unglücklich aus und scheiterte an dem Widerstande, den der kriegerische Erzbischof von Trier, ein Julius II. im kleinen, dem Belagerer entgegensetzte. Die Belagerung (8. bis 14. September 1522) mußte aufgehoben werden und Sickingen den Rückzug antreten. Aus dem Angreifenden sollte er bald der Angegriffene werden.

Die Hoffnungen der Reformpartei auf den Kaiser waren in Worms gescheitert. Der Versuch, durch die Ritter die Sache zum Siege zu führen, scheiterte vor Trier. Damit war Huttens Lieblingsplan vernichtet. Er selbst konnte nicht länger in Deutschland bleiben, denn Sickingens Burgen, der einzige Aufenthalt, wo er geborgen war, wurden jetzt, da ihnen die Belagerung drohte, unsicher. Der König von Frankreich bot Hutten ein ehrenvolles Asyl und ein Amt, aber er wollte nicht im Auslande dienen. Und so ging er in die Verbannung, von

Digitized by Google

neuem eine Beute der heillosen Krankheit, nur im Geist nicht gebrochen, und an der Sache des Vaterlandes nicht verzweifelnd. Gegen Ende des Juli 1522 war er noch auf dem Landstuhl, Ende November war er in Basel, ein Flüchtling auf fremdem Boden, ehrenvoll aufgenommen und beschützt, bedürftig der Sicherheit und der Ruhe.

X.

Hier in Basel lebte Erasmus, der einst dem begeisterten Jünger des Humanismus als Meister vorgeleuchtet und den talentvollen Hutten mit Freude den Seinigen genannt hatte. Die Zeit hatte beide Männer geistig voneinander entfernt. Es gab einen Übergang vom Humanismus zur Reformation und insofern eine Übereinstimmung beider, aber auch eine innere Differenz der Denk- und Empfindungsweise, die immer deutlicher hervortrat, je mehr die Reformation ihre religiösen Interessen in den Vordergrund rückte und von den poetischen und philosophischen des Humanismus absonderte: eine Differenz, die zwischen Erasmus und Hutten mit allen ihren verletzenden Spitzen und in persönlich-gehässiger Weise zum Vorschein kam. Erasmus, „der gebildetste Mann des Zeitalters, die erste literarische Größe des Abendlandes", begünstigte die reformatorischen Ideen, er stand mit der Aufklärung des Zeitalters, er hatte es mit Reuchlin und Luther gehalten und sich für beide warm und teilnehmend geäußert. Er wünschte den Fortschritt der Geister, die Reform der Kirche und Wissenschaft auf gesetzlichem, ruhigem Wege. Er war gegen den Tumult und die revolutionäre Bewegung. Er wollte kein Parteimann sein, weil er in der Tat keiner war. Es verletzte ihn schon, sich unter den Reuchlinisten mit aufgeführt zu sehen. Er war „homo pro se", wie sich die Briefe der Dunkelmänner ausdrückten. Auch Luthers Heftigkeit im Streite stieß ihn je länger je mehr ab. Er liebte den Streit nicht, den Hutten suchte. Es war der Streit, der beide voneinander entfernte. Schon im Jahre 1520 hatte Hutten ein Schreiben an Erasmus ge-

Digitized by Google

richtet, worin er ihm lebhafte Vorwürfe machte, daß er sich früher in dem Reuchlinischen Handel kühl, jetzt in der Lutherischen Sache fremd und gleichgültig zeige. Man begreift von Erasmus, dem die rein humanistische Denkweise die allein entsprechende war, daß er die fortstürmende, leidenschaftliche, religiös verengte Reformation nicht liebte, die den Humanismus zugleich gefährdete und verdunkelte. Erasmus hätte es am liebsten mit keiner von beiden Parteien verdorben, am wenigsten wollte der ängstliche Mann die Mächtigen abstoßen, und er hatte nicht Seelengröße genug, um es mit den Unglücklichen und Verfolgten zu halten.

Und Hutten war im Unglück, er war verbannt und elend, als er nach Basel kam. Erasmus fürchtete seinen Besuch; dieser Besuch hätte ihn dem Papst und Kaiser gegenüber kompromittieren können, außerdem war Hutten krank und die Krankheit ansteckend; er suchte, so gut es ging, dem Besuche vorzubeugen, und da es nicht gut ging, so richtete er eine nachträgliche Einladung so ein, daß Hutten sie nicht befolgen konnte. Es war komisch, welche Ausflucht er nahm, um nicht hart zu erscheinen und seine Schwäche zu verbergen. Es sollte die Ofenwärme sein, die er —, und die kalten Zimmer, die Hutten nicht vertragen könne. Als ob der Ofen die Scheidewand zwischen beiden gewesen wäre!

Hutten war fortwährend mit den reformatorischen Dingen beschäftigt. Er kam bald in den Verdacht, ein aufrührischer Emissär der Reformpartei zu sein und auch in Basel Umtriebe gegen die bestehenden Kirchenzustände zu machen. Der Magistrat kündigte ihm auf Antrieb der Geistlichkeit den Schutz. Er verließ Basel am 19. Januar 1523 und ging in das reformfreundliche Mühlhausen. Ein antilutherischer Brief, den Erasmus an einen Geistlichen zu Brügge geschrieben hatte, ließ Hutten die letzten Rücksichten gegen Erasmus vergessen, er schrieb gegen ihn „die Herausforderung“ (expostulatio). Das war Huttens letzte Streitschrift (Juli 1523). Erasmus beantwortete sie mit einer Abwehr, die er „Schwamm“

Digitized by Google

(spongia) nannte. Daß Erasmus sich von der Reformation, von Luther und ihm abgewendet habe, daß er seine frühern Sympathien verleugnete, legte ihm Hutten in seiner Herausforderung nur als Charakterschwäche aus und er gab ihn von dieser Seite ganz preis; natürlich übertrieb er auch im polemischen Eifer manches, das Erasmus begangen haben sollte, er sollte Hochstraten einen schmeichelhaften Brief geschrieben und von Reuchlin geringschätzig gesprochen haben. Er hatte an den ersten nur keinen groben Brief geschrieben, aber auf erasmisch ihm bittre Wahrheiten genug gesagt, und was Reuchlin betrifft, so hatte diesem Erasmus bei Gelegenheit einen andern Humanisten in der hebräischen Gelehrsamkeit vorgezogen. In der Hauptsache jedoch hatte Hutten recht. Es war der Kleinmut des Erasmus, den er in seiner Herausforderung grell erleuchtete. Daß sich dieser Kleinmut mit der humanistischen Geistesgröße und Geisteseigentümlichkeit von Erasmus sehr wohl vertrug und zum Teil aus derselben erklärte, das begriff Hutten so wenig, als er es sagte. Hatte Hutten heftig und erzürnt geschrieben, so antwortete Erasmus erbost und tückisch. Seine Gegenschrift war weniger eine Abwehr, wie er sie nannte, als ein Angriff, und zwar ein Angriff von kleinlich-persönlicher Art. Er durfte zu seiner Abwehr erklären, daß er niemals ein Parteimann gewesen sei, daß er immer die Reformation, aber nur in einer gesetzmäßigen Form, gewünscht habe, — freilich dachte sich Erasmus die Sache erstaunlich idyllisch, wenn er das Werk der Reformation auf die geheimen Vorschläge der Gelehrten durch Kaiser und Papst ausgeführt sehen wollte, — es mochte ihm erlaubt sein, Huttens revolutionäre Ausschreitungen anzuklagen, und wenn es auch nicht zu seiner Abwehr nötig war, so hatte er wenigstens in der Sache nicht unrecht, wenn er manche Unebenheiten in Huttens Lebenswandel bloßstellte. Aber es war ein bittres Unrecht, das er dem verfolgten Dulder zufügte, wenn er Hutten jenen Gesinnungslosen zuzählte, die nur um des eigenen Vorteils willen Unruhe machen und zuletzt, weil sie nichts zu

Digitized by Google

verlieren haben, die öffentliche Ordnung gefährden, wenn er ihm seine Armut und sein Unglück vorwarf und ihn als einen Menschen hinstellte, der unter dem Namen eines Lutheraners mit dem Schwerte Freibeuterei trieb. Von dieser „spongia" konnte Luther mit Recht sagen: „Wenn das mit dem Schwamme abwischen heißt, was ist dann Schmähen und Lästern?"

XI.

Noch in Mühlhausen erfuhr Hutten Sickingens tragisches Schicksal. Er war den Feinden unterlegen, die er so kühn herausgefordert hatte. Am 7. Mai 1523 hatte Sickingen, zum Tode verwundet, sich und seine Feste Landstuhl den Feinden überliefert. Mit ihm sank eine große Hoffnung der aufgehenden Reformation, die päpstliche Partei triumphierte. Sickingen war tot, Luther damals krank, Hutten verbannt und flüchtig. Selbst dem Tode nahe, schrieb Hutten noch ein Manifest „gegen die Tyrannen", nämlich die Fürsten, die Sickingen besiegt hatten. Er sendet die Schrift an Eoban Hesse, der sie veröffentlichen soll, aber dieser hatte selbst ein Lobgedicht auf einen jener Fürsten eben wegen jenes Sieges gedichtet. Die Schrift Huttens erschien nicht und ist verloren gegangen. Auch in Mühlhausen ist er nicht länger sicher; er flieht nach Zürich, wo ihn Zwingli beschützt. Vergebens sucht er an den Quellen von Pfäffers die letzte Rettung. Er kehrt im Juli nach Zürich zurück und übergibt sich der ärztlichen Pflege eines Pfarrers auf der Insel Ufenau im Züricher See. Hier starb Ulrich von Hutten in den letzten Tagen des August oder am ersten September 1523. Er hinterließ nichts als eine Feder. Er hatte alles verloren, nur *eines* nicht: den Mut, die Hoffnung, das Herz für die deutsche Sache.

Digitized by Google

Huttens Gespräche, übersetzt und erläutert von David Strauß.*)

1861.

Es wird bei unsern Lesern keiner besondern Entschuldigung bedürfen, daß wir etwas länger als gewöhnlich gesäumt haben, das vorliegende Buch zu besprechen. Wäre dabei eine Schuld, so würde sie dem Referenten allein zur Last fallen. In der Tat aber ist diesmal nichts versäumt worden. Bücher, die für alle Zeiten wichtig sind, haben das Vorrecht nicht zu veralten, man darf zu jeder Zeit von ihnen reden und es ist hier niemals zu fürchten, daß die Besprechung zu spät kommt. Freilich sind solche Erscheinungen in dem literarischen Getriebe der Gegenwart nicht häufig. Die Sterblichkeit der Bücher ist in unserm schreibseligen Deutschland nun bekanntlich sehr groß, und ich glaube gern, daß bei einer ganzen Menge die eilige Besprechung so wünschenswert ist als bei manchen Kindern die Nottaufe. Man muß diese Schriften so schnell als immer möglich in den Tagesblättern anzeigen, damit, wie man zu sagen pflegt, das Kind einen Namen bekomme. Indessen reden wir hier von einem Buche, das für sich selbst sorgt und alle Bedingungen erfüllt, welche die literarische Lebensdauer verbürgen: ein berühmter Verfasser, ein berühmter Gegenstand und eine vortreffliche Arbeit!

Ein künftiger Biograph, der einmal die Lebensgeschichte von Strauß für die Nachwelt aufzeichnet, wird seinen Lesern die Übersetzung der Hutten-Gespräche als eine Schrift bezeichnen, die in der schriftstellerischen Tätigkeit von Strauß

*) Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. — A. u. d. T.: Ulrich von Hutten. Dritter Teil. Leipzig 1860.

Digitized by Google

einen Wendepunkt ausmacht. Es scheint nämlich, als ob diese Schrift die Reihe der Lebensbeschreibungen beschließen und eine neue, der Theologie wieder zugewendete Periode ankündigen wolle. Wenigstens in der Vorrede unsers Buchs tritt Strauß nach einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male wieder hervor auf den theologischen Kampfplatz, und ein Mann wie Strauß legt sich den Harnisch nicht umsonst an, er will nicht bloß sehen, wie er ihm steht, er wird ihn für die Zukunft brauchen. Vermutlich und setzen wir hinzu hoffentlich wird jener künftige Biograph berichten können, daß Strauß zwei theologische Perioden durchgemacht habe, in einem andern und bessern Sinne als Schelling seine beiden philosophischen. In der Mitte jener beiden theologischen Perioden steht die Reihe der biographischen Schriften, deren letzte und glücklichste Frucht Huttens Leben war. Über Strauß als Biograph haben wir in diesen Blättern 1858 eingehend gehandelt. Von dem Leben Ulrich von Huttens haben wir in der „Minerva" eine ausführliche Darstellung gegeben. Die Übersetzung der Hutten-Gespräche schließt sich hier genau an, so daß sie dem Werke über Hutten als dritter Teil angefügt werden durfte. Und der Übergang zu neuen theologischen Arbeiten — wir setzen den Fall, daß diese Periode im Aufgange begriffen ist — konnte durch nichts besser angebahnt werden als durch die Biographie Huttens, durch die Übersetzung seiner Gespräche. Wir befinden uns mitten in dem bewegtesten, noch vom ersten Tatendrange erfüllten Sturm der deutschen Reformation.

Unterrichten wir uns zuvörderst über die Bedeutung der Hutten-Gespräche. Was Ulrich von Hutten dem deutschen Volke unvergeßlich macht, was ihn unserer Zeit ganz besonders naherückt, ist seine heldenmütige Teilnahme an dem deutschen Freiheitskampfe des sechzehnten Jahrhunderts, an der vaterländischen Sache der Reformation, ist sein mit ritterlicher Feder geführter Kampf für Deutschland gegen die römische Fremdherrschaft, gegen das Papsttum. Dieser Kampf fällt

Digitized by Google

in seine letzten Jahre. Es war in seinem unsteten und bewegten Leben nicht der einzige, aber der größte, der ihm das dankbare und ruhmvolle Andenken der deutschen und protestantischen Welt sichert. Vorangegangen waren der Streit gegen die Lossier in Greifswalde, eine reine Privatfehde; dann der größere Kampf gegen den Feind seiner Familie, den Herzog Ulrich von Württemberg, der Hans von Hutten, einen Vetter des Ritters, umgebracht hatte, und welchen Ulrich von Hutten, ein Rächer der Seinigen, mit Feder und Schwert tapfer und auf das hartnäckigste verfolgte. Noch grimmiger als gegen den schwäbischen Tyrannen rüstet er sich jetzt gegen den Tyrannen in Rom. „Denn jenes", sagt Hutten selbst in einem seiner Gespräche, „war nur Familien- und Privatsache, dieses ist die gemeinsame Angelegenheit des Vaterlandes." Hier vereinigen sich, um den Eindruck Huttens überwältigend, seine Wirkungen unwiderstehlich zu machen, die feurige, heißspornartige Natur des Ritters, die, was ihr widerstrebt, in der persönlichsten Weise empfindet und bekämpft, mit der Begeisterung und dem rein patriotischen Eifer für eine große und weltgeschichtliche Sache. Es ist in Hutten etwas dem Shakespeareschen Percy Ähnliches. Aber der deutsche Ritter hat die Größe voraus, zu der mehr gehört als bloß persönliche Tapferkeit. Bei beiden ist der Zorn leicht zu erregen; wenn er erregt ist, bricht er los wie ein Ungewitter, aber die entzündliche Natur Huttens wird nicht bloß durch persönliche Beleidigung in Flammen gesetzt, sie hat ein Herz für die Leiden eines Volks, für die gemeinsame Angelegenheit des Vaterlandes. Zu dem Ritterlichen in Hutten kommt das wahrhaft Patriotische und das Weltbürgerliche. Temperament und Stand geben ihm das Gepräge einer durchaus ritterlichen Erscheinung, die auf dem Selbstgefühl der eigenen Kraft ruht, trotzig, stolz, unabhängig, herausfordernd; Talent und Bildung machen aus ihm einen der ersten Humanisten des Zeitalters, der bedeutendsten Schriftsteller der Welt; daß er diese Kraft und diese Bildung einsetzt zum Kampfe für die

Digitized by Google

deutsche Reformation, für die politische und religiöse Befreiung seines Vaterlandes, dafür einsetzt, als ob es seine eigene, persönlichste Angelegenheit gegolten hätte: das allein erhebt ihn zu einem großen Charakter, zu einem der besten Männer, die Deutschland jemals gehabt hat. Rittertum, Humanismus, Reformation nähern und durchdringen sich in Hutten und passen hier, wie kaum in einer zweiten Erscheinung, so vortrefflich zu einander und so ungezwungen, daß jeder dieser drei Faktoren in Hutten einen ausgeprägten und hervorragenden Typus findet. Er wird der feurigste Verteidiger Luthers, er, der am liebsten den Augustiner als einen Mönch unter Mönchen angesehen hätte; er ist der Freund Sickingens, den er für die lutherische Sache gewinnt; er war der Freund des Erasmus, von dem er abfällt, weil dieser die Sache der Reformation im Stich läßt. Dürfen wir Hutten mit einem deutschen Dichter der neueren Zeit vergleichen, so würden wir in seiner pathetischen Natur und vor allem in der Größe seines Pathos eine Ähnlichkeit mit Schiller finden, eine Ähnlichkeit, die sogar in den Handschriften beider auffällt. Und mit jenem mächtigen, zum Kampf für große Objekte, zur Vernichtung feindseliger Gewalten aufgelegten Selbstgefühl haben beide ein poetisches Gebiet gemeinsam, ich will es mit einem Ausdrucke Schillers bezeichnen: die pathetische Satire. Ulrich von Hutten wäre ein Objekt gewesen für eine Tragödie Schillers!

Die von Strauß übersetzten Gespräche sind Huttens reformatorische Streitschriften. Um diese Schriften zu verstehen, muß man sich den Zeitpunkt vergegenwärtigen, in dem sie auftreten. Hutten war im Jahre 1517 von seiner zweiten italienischen Reise nach Deutschland zurückgekehrt; in demselben Jahr beginnt in Wittenberg die Reformation, der Lutherische Kirchenstreit, dem Hutten zunächst fremd bleibt, den er gleichgültig, beinahe verächtlich ansieht, als eine theologische Streitigkeit, als bloßes Pfaffengezänk; in demselben Jahre erscheint der zweite Teil der „Briefe der Dunkelmänner",

Digitized by Google

woran Hutten selbsttätig teilnimmt, der erste Teil war das Jahr vorher erschienen; Hutten erfuhr es in Bologna, der Ruhm der Autorschaft gehörte nicht ihm, wie die öffentliche Meinung glaubte, sondern seinem Freunde Crotus Rubianus. Mit diesen Briefen hatte der Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts seinen Sieg über die Scholastik auf die glücklichste Weise und meisterhaft vollendet. Er hatte die Vernichtung vollendet, weil er den Gegner komisch vernichtet hatte; es war eine scherzhafte, spielende Satire, während Huttens Genie für die pathetische Satire gemacht war. „Die Hebamme seines Geistes war der Zorn." Die „Epistolae obscurorum virorum" fanden Huttens ganzen Beifall, er mochte sie in gutgelaunter Muße nachahmen, aber er war nicht dazu angelegt, dieses heitere Spiel zu erfinden. Nach Deutschland zurückgekehrt war Hutten bereits von sich aus gegen das Papsttum entschieden. Seine deutsche Gesinnung empörte sich gegen die römische Fremdherrschaft, sein Gerechtigkeitsgefühl gegen das schmähliche Treiben des päpstlichen Hofs, das er in nächster Nähe selbst kennen gelernt hatte. Er hatte gesehen, wie in Rom die Deutschen zugleich verachtet und geplündert wurden, wie unter dem Scheine der Religion die Gewinnsucht der Statthalterschaft Christi ihr gemeines und übermütiges Spiel trieb. Das Signal zum Kampf gegen Rom, zur Rettung des Gewissens und der Religion war durch Luther gegeben. Es bedurfte dieses Signals nicht, um Hutten gegen Rom aufzubringen. Er stand schon in vollem Harnisch zum Kampfe bereit. Indessen war Hutten noch weit entfernt, seine Sache mit der Lutherischen zu verbinden. Mancherlei Hindernisse standen zwischen ihm und dem Reformator. Zunächst beschäftigte ihn der Kampf gegen den Herzog von Württemberg, er hatte eine Reihe von Streitschriften gegen den Herzog gerichtet, zuletzt den „Phalarismus", die furchtbarste von allen. Hier hatte er zum ersten Male die Gesprächsform angewendet nach dem Vorbilde Lucians, den er in Bologna studiert; hier hatte er zum ersten Male das Motto gebraucht, das später

Digitized by Google

seine kühnsten Schriften und mehr als irgendein anderes ihn selbst kennzeichnet: „Alea est jacta!“ oder wie er deutsch sagte: „Ich hab's gewagt!“ Im Jahre 1519 endete die Fehde mit dem Feldzug in Württemberg, an dem Hutten teilnahm, und hier schloß er den Freundschaftsbund mit Franz von Sickingen. Sie waren Lager- und Zeltgenossen. Huttens Briefe waren voll von Sickingens Lob. Die Streitsache mit dem Herzog von Württemberg war es nicht allein, die Hutten von der Lutherischen Angelegenheit abzog. Er stand dieser ganzen Sache auch innerlich fern. Er urteilte darüber wie ein Ritter und ein Humanist über eine mönchische Sache. Damals war Hutten noch nicht im klaren über Luthers unermeßliche Bedeutung. Er meinte, die Mönche zankten sich jetzt über den Ablaß wie einige Jahre früher die Dominikaner und Franziskaner über die Empfängnis Mariä. So schreibt er einem Freunde:

Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden, die Buchdrucker bekommen zu tun. Es werden Streitsätze und Korollarien, Schlüsse und Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mitteilung machte, zur Antwort gegeben: „Fresset einander, damit ihr voneinander gefressen werdet!“

Und selbst wenn Hutten schon damals Luthers Bedeutung hätte ermessen können, so würde in seiner persönlichen Stellung ein Hindernis gelegen haben, seine Teilnahme für den Wittenberger Mönch rücksichtslos zu äußern. Er lebte damals am Hofe Albrechts, des Kurfürsten von Mainz, eines Fürsten, der zugleich die humanistische Bildung begünstigte und den Ablaßhandel in Deutschland betrieb, und finanziell gezwungen war ihn zu treiben. Luther war offen hervorgetreten gegen die Unterhändler des Mainzer Erzbischofs. Hutten verehrte in demselben Fürsten seinen Gönner und Schutzherrn, an dessen Hofe er gastliche Aufnahme und literarische Muße gefunden. Auf die Dauer konnte natürlich für Hutten in der wichtigsten Angelegenheit des gesamten Vaterlandes die persönliche Rücksicht kein Hindernis sein. Das Hofleben hatte er

Digitized by Google

bald satt. Und wie Luther immer bedeutungsvoller in den Vordergrund der reformatorischen Bewegung hervortrat und Hutten die Wichtigkeit und Größe des Mannes erst begriffen hatte, so nahm er öffentlich für Luther Partei und redete nicht bloß der Sache, auch dem Manne selbst das Wort, dessen Namen eins geworden war mit der Sache der Reformation. Als die Mächte der Welt, Kaiser und Papst, sich gegen Luther vereinigt hatten, stand Hutten auf seiner Seite. Man kann in den Gesprächen Huttens deutlich bemerken, wie sich sein Verhältnis zu Luther mit den Zeitverhältnissen und Begebenheiten ändert. Die frühern Gespräche sind entschieden antirömisch und antipäpstlich; das war Hutten von jeher, schon in seinen Epigrammen. Aber jene Gespräche sind noch nicht offen lutherisch, Hutten vermeidet noch den Namen des Reformators zu nennen. Dagegen die „Neuen Dialoge" sind nicht bloß reformatorische Streitschriften, sie sind unverhohlene lutherische Parteischriften. Die ersten fünf Dialoge erschienen in Mainz im April 1520, die „Neuen Dialoge" erschienen im März 1521. Das große Ereignis, das zwischen die beiden Gruppen der Hutten-Gespräche fällt, ist der Reichstag zu Worms. Gleichzeitig und in innerer Beziehung zu dem Reichstage in Worms stehen die neuen Dialoge; ähnlich verhalten sich die frühern zu dem Reichstage zu Augsburg 1518. Als Hutten die ersten Gespräche schreibt, ist er noch in Mainz, ein Schützling des Kurfürsten; als er die letzten schreibt, ist er auf der Ebernburg, der Gast und Freund Sickingens. Die Ereignisse zwischen diesen beiden Zeitpunkten, dem Reichstag von Augsburg und dem von Worms, haben es bewirkt, daß sich Hutten ganz auf die Seite Luthers stellte. Noch auf dem Reichstage zu Augsburg verhielt er sich gleichgültig gegen die Sache Luthers. Mit der Leipziger Disputation 1519 wird ihm der Wittenberger Mönch bedeutsam. Er redet schon in seinen Briefen mit Begeisterung von Luther, und wenn er in seinen öffentlichen Schriften noch den Namen zurückhält, so ist das nicht mehr Gleichgültigkeit gegen die Sache, sondern nur noch

Digitized by Google

persönliche Rücksicht gegen den Erzbischof. Die Ereignisse drängen sich und reißen Hutten mit sich fort. Am Hofe des Erzherzogs Ferdinand in Brüssel, wohin Hutten im Interesse seiner reformatorischen Pläne gereist war, hatte er nichts ausgerichtet. Der Papst verlangt seine Auslieferung, er hat alle möglichen Nachstellungen zu fürchten, er kann nicht länger in Mainz bleiben. Auch von dem neugewählten Kaiser, der eben aus Spanien ankommt, ist wenig zu hoffen, er ist ganz in der Hand von Römischgesinnten, er läßt Luthers Schriften in seinen burgundischen Erblanden verbrennen. Eck kehrt aus Rom zurück mit der päpstlichen Bannbulle gegen Luther. Alles hängt davon ab, ob Kaiser und Reich zu Worms sich mit dem Papste verbinden werden. Das ist der Zeitpunkt, in dem Hutten seine neuen Gespräche schreibt. Strauß sagt:

Nie in seinem Leben entwickelte Hutten eine so rasche, ja leidenschaftliche schriftstellerische Tätigkeit als in diesem ersten Herbst und Winter seines Aufenthalts auf der Ebernburg. Erst beklagte er sich bei dem Kaiser, dem Kurfürsten von Sachsen und bei den Deutschen aller Stände in ausführlichen Sendschreiben über die ihm durch die päpstliche Verfolgung ohne Urteil und Recht widerfahrene Unbill; dann glossierte er die Bannbulle gegen Luther, besang den Brand der lutherischen Schriften, besorgte die Übersetzung seiner lateinischen Dialoge ins Deutsche und faßte verschiedene Schriften, namentlich eine gereimte „Klag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts in Rom" in deutscher Sprache ab. Und neben alledem nun arbeitete er noch in lateinischer Sprache, in der er sich doch am stärksten wußte und am leichtesten bewegte, eine Reihe neuer Gespräche aus, die er der frühern Sammlung an die Seite stellen wollte.

Hutten wollte die Reform, die gründliche Verbesserung der Dinge im Kirchlichen und Politischen. Er wollte die Reform zunächst durch die gesetzmäßigen Organe. Auf den Papst als Reformator mochte er wohl nie im Ernste gehofft haben. Auch damals nicht, als er die Schrift des Laurentius Valla gegen die weltliche Macht des Papstes herausgab und so naiv oder so klug war, sie Leo X. zu widmen. Auf den Kaiser hoffte er ernstlich. Als er sich in dem Kaiser und in den

Digitized by Google

deutschen Fürsten getäuscht hatte, dachte er an eine Verbindung zwischen Rittern und Städten, um die Reformation zum Durchbruch zu bringen. Er wollte die Reform um jeden Preis, er wäre auch mit den Bauern gegangen. Hatte er früher gezögert, sich für Luther zu erklären, so ging er jetzt entschieden über Luther hinaus; mit ihm war Sickingen. Er überschreitet die Grenze zwischen Reform und Revolution, und an diesem Punkte entscheidet sich das tragische Geschick seines Lebens. Seine Gespräche führen uns bis an diese Grenze.

Der „Phalarismus" und das Gespräch vom Hofleben gehören nicht zu den reformatorischen Streitschriften: die „Fortuna", die beiden „Fieber", der „Badiscus" und die „Anschauenden" bilden die erste Gruppe. Die „Bulle", die beiden „Warner" (monitores), die „Räuber", bilden die zweite Gruppe der „Neuen Dialoge". Dazu kommt der „Arminius", der nach Huttens Tode erscheint. Die ersten fünf Gespräche hat Hutten selbst in der Sprache seiner Zeit verdeutscht. Eine vollständige Verdeutschung in der Sprechweise unserer Zeit gibt zum ersten Male Strauß in dem vorliegenden Werke. Die frühern Übersetzungen von Schreiber und Münch haben die Aufgabe nicht vollständig und auch nicht in der richtigen Weise gelöst. Hutten verdeutschen heißt nicht, dessen eigenes Deutsch modernisieren, wobei wir einen unüberwindlich fremdartigen und gemachten, keineswegs den echten natürlichen Eindruck von Huttens Schriften empfangen. Hutten bewegte sich in der lateinischen Sprache so frei und eigentümlich wie Luther in der deutschen. Um in ihrer Weise zu wirken, müssen seine Schriften unmittelbar aus dem Lateinischen in das heutige Deutsch übertragen werden. Um diese Schriften zu verstehen, sind historische Erläuterungen notwendig, die bei den frühern Übersetzungen ganz fehlten und die Strauß jedem der beiden Gesprächsbücher im ganzen, dann jedem einzelnen Gespräch im besonderen vorausschickt.

Um von Huttens Gesprächen eine Anschauung zu haben, muß man sie lesen. Es ist unmöglich, durch eine Inhalts-

Digitized by Google

anzeige diese Anschauung irgendwie zu ersetzen. Das ist ein gutes Zeichen für Huttens dialogische Kunst. Gespräche sind Menschen, und Inhaltsanzeigen sind Skelette. Wenn man ein Gespräch ohne wesentlichen Verlust leicht referieren und in eine trockene Inhaltsangabe zusammenfassen kann, so ist es mit diesem Gespräche bestellt wie mit einem Menschen, an dem sich, wie man zu sagen pflegt, alle Rippen zählen lassen. Haut und Knochen ist alles, Fleisch und Blut fehlt. Nicht so sind Huttens Gespräche. Sie sind in einem Grade lebendig, affektvoll, natürlich, daß man ganz und gar vergißt, daß sie Werke rhetorischer Kunst sind und zum Teil nach fremden Mustern gebildet. Der bloße Nachahmungstrieb und die glücklichste Nachahmungskunst reichen auch nicht hin, solche Gespräche zu erzeugen. Man fühlt sogleich, daß die Gegenstände und Materien, die Hutten in seinen Gesprächen behandelt, nicht erst durch Kunst dialogisch gemacht werden, daß hier dem Stoff gewissermaßen von Natur die Gesprächsform anhaftet. Über solche Themata, wie sie im „Vadiscus", den „Warnern", den „Räubern" besprochen werden, hat damals alle Welt geredet und gestritten, soweit die Reformation die Gemüter in Bewegung setzte, es waren die beliebten Gespräche des Tags, und man kann sich vorstellen, wie oft, wie gern, wie feurig Hutten selbst über diese Dinge sich mit seinen Freunden unterredet hat. Daher dieser leichte Fluß des Dialogs, der nirgends künstlich aufgehalten oder weiter getrieben wird, der lebhafte, leidenschaftliche Fortschritt, der sich niemals künstliche Hindernisse setzt, was bekanntlich die Gesprächskünstler lieben. Ich habe in Huttens Gesprächen nicht eine Stelle gefunden, die langweilig wäre, das will bei Gesprächen viel sagen: keine Stelle, wo gleichsam die Rede still steht und in künstlich gezogenen Spiralen um einen und denselben Punkt herumläuft, wo sich der Leser unnütz aufgehalten sieht und es ihn Mühe kostet, die Geduld nicht zu verlieren. An diesem Fehler leidet unsere dialogische Literatur, namentlich die Gespräche, welche die platonischen nachahmen. Eigentlich sollten

Digitized by Google

Dialoge nur solche schreiben, die im wirklichen Gespräch ihre Stärke haben, denen in der Unterredung mit andern die Gedanken am ergiebigsten strömen, die Auge in Auge am besten reden und immer von neuem animiert werden durch das, was der andere sagt. Hutten ist eine ausgemacht dialogische Natur. Das Gespräch ist sein rhetorisches Element, in dem sich mit der größten Leichtigkeit seine streitlustige und siegreiche Beredsamkeit entfaltet. Was ihn lebhaft bewegt, das gestaltet sich in ihm unwillkürlich zu einem Zwiegespräch, das er mit sich selbst führt, wenn ihm die Mitunterredner fehlen, und so nehmen seine Gedanken bei der Darstellung unwillkürlich die dialogische Form an. Sie ist ihnen die natürlichste und nächste. Selbst wo die Fiktion klar ist, erscheint die Gesprächsform ganz ungesucht und ganz natürlich. Dieses dialogische Talent ist offenbar mit in seiner streitlustigen Natur, in seiner mutigen, immer gerüsteten und schlagfertigen Art begründet. Er liebt den Kampf, auch den Wortkampf. Er redet am liebsten, indem er disputiert. So sind auch seine Gespräche disputatorischer Natur, Reden ad hominem, Wortkämpfe, die bisweilen mit Faustkämpfen beginnen oder enden. Und das Feuer seiner Rede erwärmt und belebt selbst die abstrakte Figur, die er sich im Gespräch gegenüberstellt. Das ist ein Zug, der mich an den Dialogen Huttens außerordentlich überrascht hat. Es werden Gespräche geführt mit der Fortuna, dem Fieber, der päpstlichen, gegen Luther gerichteten Bannbulle: lauter Gegenstände, die erst den bedenklichen Weg der Allegorie passieren müssen, um in den Dialog einzugehen. Man fürchtet, daß bei einer solchen Allegorie das ganze damit verbundene Gespräch zusammenfriert; die Überschrift läßt einen frostigen, langweiligen, künstlich gedrechselten Dialog erwarten; was kann man auch mit der Fortuna und gar mit dem Fieber und der Bulle reden, was kann man solche Dinge reden lassen? Und siehe da! das Gespräch ist vollkommen lebendig, und schon bei den ersten Worten hat man vergessen, was die Überschrift fürchten ließ: das Abstraktum ist wirklich

Digitized by Google

eine dialogische Person geworden, um deren allegorische Geburt man sich nicht mehr kümmert. Bei den Gesprächen, die Hutten aus der Entfernung durch Tür und Fenster mit dem Fieber führt, das mit der Gier eines Vampyrs auf ihn losstürzen will, das Hutten wie der Gebrannte das Feuer von sich abwehrt, dem er seine Freunde, die Pfaffen, als bessere Nahrung empfiehlt, ist diese immer wiederkehrende Situation so lebendig und drastisch geschildert, daß uns förmlich die Furcht überfällt, das Fieber könne ihn plötzlich anpacken und alle Abwehr doch vergeblich sein. Man ist zuletzt für den Ritter froh, wenn das Fieber abzieht. So wird es im Laufe des Gesprächs ganz vergessen, daß man mit einer Allegorie zu tun hat. Eine solche Personifikation gehört zu den Wundern, welche allein die Leidenschaft verrichtet. Die Leidenschaft haucht dem Leblosen ihr eigenes Feuer ein. In Huttens Gesprächen erleben wir das umgekehrte Wunder des Pygmalion. Was bei der Bildsäule des Pygmalion die Liebe tut, das tut hier der Haß: er belebt seine Objekte. Dieser Abscheu vor dem Fieber, diese Wut über die Bulle geben dem abstrakten und trockenen Dinge diesen lebendigen und persönlichen Ausdruck. Und wenn Hutten eine Gabe aus dem Füllhorn des Glücks begehrt, so personifiziert sich diesem leidenschaftlich empfundenen Wunsche die Göttin Fortuna.

Ich muß noch eine Eigenschaft an den Gesprächen Huttens hervorheben, die mir dieses dialogische Talent sehr deutlich und zugleich bewunderungswürdig gemacht hat. Man sagt mit Recht: Aller Anfang ist schwer. Und das ist so wahr, daß man am Anfange den Anfänger erkennen und von dem geübten Talente gleich unterscheiden kann. Die Anfänger wissen nicht, wie sie anfangen sollen. Am liebsten beginnen sie, was sie auch darstellen, mit dem Anfang der Dinge, und statt die Sache, um die es sich handelt, ins Leben treten zu lassen, präambulieren sie weit von derselben entfernt, sehr behutsam und sehr unsicher. Ich verstehe hier unter Anfänger nicht das beginnende Talent, sondern den Stümper, der immer

Digitized by Google

Anfänger bleibt. Das wirkliche Talent, auch das beginnende, zeigt sich darin, daß es seine Sache anzufangen weiß, das Objekt gleich am richtigen Flecke anfaßt, sofort lebendig werden läßt. Das ist unter anderm ein Zug, der schon in seinen ersten Werken Schillers großes dramatisches Talent offenbar macht. Wie er seine „Räuber", „Fiesco", vor allem „Kabale und Liebe" beginnen läßt, das ist der unverkennbar sichere Griff, der auch im Anfänger schon den Meister verkündet. Ähnlich verhält es sich in dieser Rücksicht mit Huttens Gesprächen, mit jedem ohne Ausnahme. Gleich mit dem ersten Worte ist man mitten in der dialogischen Verhandlung und Szene und gleich in der lebendigsten Spannung auf den Disput, der sich eröffnet. Der Leser nehme als Probe die Anfänge der drei ersten Gespräche.

Fortuna.

Hutten. Gib mir etwas, o Herrin, von dem, was die Reichen nicht brauchen.

Fortuna. Aber die brauchen und verlangen ja immer mehr.

Hutten. Und haben doch schon so viel!

Fortuna. Nur gar zu viel.

Hutten. So mußt du billig denen spenden, o Königin, die nichts haben.

Fortuna. Aber gerade das sehe ich nicht, welche nichts haben, denn ich bin blind usw.

Das Fieber. Erstes Gespräch.

Hutten. So zieh' einmal ab, du lästiger Gast, den ich gleich am ersten Tage hätte wegjagen sollen. Hörst du nicht? Fort, fort, packe dich!

Fieber. Wenn ich denn fort soll, so darf ich doch wohl von deiner Höflichkeit und nach altem deutschen Brauch erwarten, daß du mir wenigstens eine andere Herberge anweisest. Aber ich bitte dich noch einmal, wenn es sein kann, treibe mich nicht weg in dieser Winterszeit, da ich nicht weiß wohin usw.

Das Fieber. Zweites Gespräch.

Hutten. Hörst du das Pochen, Knabe? Hörst du, wie die Tür kracht? Hörst du nicht? Willst du die Tür einschlagen lassen? Doch halt, sieh erst zum Fenster hinaus, und wenn es ein ungelegener Besuch ist, sag', ich sei nicht daheim.

Digitized by Google

Fieber. Nicht daheim, du, den ich dies selbst sagen höre? Tu' mir auf und laß mich aus dem Wind und Regen hier hinein usw.

Hutten versteht es, die allegorische Figur nicht bloß dialogisch zu beleben, auch für den Zweck seines Dialogs vortrefflich zu benutzen. Vor Tür und Fenster ist dieses Fieber wirklich ein sehr interessanter Besuch. Es hat allerhand Leute kennen gelernt und weiß von ihnen zu erzählen, am meisten von den Pfaffen, die Hutten ihm als besondere Leckerbissen empfiehlt. So verwandelt sich unter der Hand der Angriff, den das Fieber auf Hutten macht, in einen Angriff Huttens auf die Pfaffen, in die stärkste Satire gegen das pfäffische Leben und Treiben. Das ist die eigentliche Spitze des Dialogs. Wie vortrefflich ist in dem ersten Gespräch die Schilderung des Kardinals Cajetan, die Hutten seinem Fieber in den Mund legt! Es will sich nicht mit dem Kardinal abfinden lassen, und auf Huttens Frage: „Warum behagt er dir denn aber nicht?" sagt das Fieber:

Wie? Der magere, dürre, binsendünne, saftlose Gesell? Der Kopfhänger? Vor kurzem noch ein Mönch und zwar ein Käsebruder! Jung als Kardinal, im übrigen alt genug! Der für einen Dreier zu Mittag speist, dessen Koch ich oft vom Markte mit einer halben Unze Fleisch zurückkommen sehe?

Hutten. Du verdrehst auch alles: der Hochgeachtete, sag' ich, der Ehrwürdigste, der von des Papstes Seite, den man Eure Herrlichkeit, Eure Väterlichkeit, Eure Gnaden anredet, wie sollte der karg und ärmlich leben, nach dessen Meinung vielmehr die Deutschen sich auf Wohlleben nicht verstehen?

Fieber. Wie er für sich selbst lebt, darüber streite ich nicht. Wie aber sollte er mich gut halten, da er alle seine Leute übel speist und übel kleidet? Neulich klopfte ich an seinem Tor; der Pförtner fuhr mich an; ich bat um Unterkunft auf einige Tage. „Hörst du das Gepolter?" fragte er. — „Ich hör' es", versetzte ich; es klang aber wie das Pochen von solchen, die etwas fordern. — „Das Gesinde", sagte er, „hat soeben gegessen und verlangt nach Brot." — „Brot?" fragte ich, „und so kärglich wird hier im Hause Speise gereicht, daß nicht einmal Brot genug da ist?" — „Ja, so kärglich", sagte er; „auch sind keine Polster noch Federkissen da und keinerlei Bequemlichkeit, die ausgenommen, in welcher der Kardinal selber sich behagt und gütlich tut. Gegen dich ist er durch Ver-

Digitized by Google

maledeiung geschützt und würde dich alsbald in den Bann tun, sowie du nur einen Fuß zu ihm hineinsetztest; denn er ist Papst Leos Legat und hat Macht, Böses und Gutes einem jeden je nach dessen Verdienst und seinem Belieben anzuwünschen." Das ließ ich mir gesagt sein, ging weg und fand bald in dir einen gütigern Wirt.

In dem zweiten Gespräch läßt Hutten das Fieber auch aus eigener Anschauung eine Pfaffenwirtschaft schildern, eine ganz exemplarische, sozusagen eine Musterwirtschaft, die für tausend andere gilt. Die Züge sind dabei so individuell gefärbt, daß man das anschaulichste Genrebild, ein wahres Kabinettstückchen aus dem Pfaffenleben vor sich sieht. In der besten Laune läßt sich Hutten die häuslichen Liebesfreuden und -Leiden eines Pfaffen erzählen, bei dem das Fieber zu Gaste gewesen. Boccaccio hätte daraus eine Novelle machen können.

So oft ihn — erzählt das Fieber von seinem Wirte — das Mädchen freundlich anlächelte oder umfing und küßte, seufzte er: „Wollte Gott, das wäre dein Ernst, mein Elschen, und die Liebe ginge dir von Herzen!" Darauf sie: „Warum sollte sie mir nicht Ernst sein und von Herzen gehen? Kennst du mich so?" Nun warf er ihr einen von den jungen Leuten vor, die alle Tage in sein Haus kamen und die er bisweilen sie küssen oder allzu vertraut mit ihr sah. Da gab es dann Geschrei, Schimpfreden und manchmal Entzweiung auf längere Zeit. Sie schrie, so lange habe sie ihm freundlich beigewohnt und nichts anderes damit verdient, als daß er schlecht von ihr denke, ein argwöhnisches und treuloses Volk sei es um die Pfaffen; das seien nun die Versprechungen, das die glänzenden Hoffnungen, die er ihr vorgespiegelt, das der Dank dafür, daß sie, die bei Fürsten hätte ankommen können und von Reichern umworben, ihn vorgezogen, ihm allein ihre Reize, ihre Scherze und ihr junges Leben zu eigen gegeben. „Ja, so wert hielt ich dich", sagte sie, „daß ich, um bei dir zu bleiben, dem reichen Jüngling, der mich zur Ehe begehrte, einen Korb gegeben habe: dir allein sollte meine Jugend blühen und verblühen. Und wo ist eine in der ganzen Stadt, die so treu nur einem anhinge, so wohl und sorgfältig haushielte? Wo andere mindern, da habe ich gemehrt; was andere verderben, habe ich erhalten." Hier weinte die Schlaue und trieb auch dem armen Schelm Tränen in die Augen: so wenig merkte er den Trug.

Hutten. War sie denn wirklich so?

Fieber. Ich will dir sagen, wie sie war. Zehn andere Liebhaber hatte sie und zwar so heimlich, daß sie mehr als einmal alle zugleich bei

Digitized by Google

Tische hatte; denn sie nötigte den Pfaffen, so oft sie wollte, sie einzuladen; indem sie von dem einen dies, von dem andern jenes rühmte: sie konnten die Laute und die Flöte spielen oder sie machten Verse, einige waren gute Tänzer, andere lustige Gesellschafter: einen jeden wußte sie notwendig zu machen. Verstand dann gleich einer seine Kunst nicht, half ihm ihre Empfehlung doch, und mehr als einmal ließ sich der Pfaffe von ihr weismachen, es sei einer Meister in etwas, wovon er nicht das mindeste wußte; denn geschickt war ihr jeder, der ihr wohlgefiel. Sie hielt sie aber ungleich: von dem einen nahm, dem andern gab sie; vor allem aber leerte sie das Haus.

Am Ende läßt das Fieber Hutten fahren, da dieser es durchaus nicht einlassen will, es kann zuletzt doch über den Ritter frohlocken, denn dieser wird seinem Schicksal nicht entgehen, er wird sich die Pfaffen auf den Hals hetzen, und diese sind schlimmer als das Fieber.

Unter den frühern Gesprächen ist der „Vadiscus" oder die römische Dreifaltigkeit Huttens eigentliches Manifest gegen Rom und die römische Knechtschaft der Deutschen. Der Name des Gesprächs kommt von den Drillingssprüchen, einer Dreiheit von Schlagworten, mit denen das römische Unwesen getroffen wird und die im reichsten Maße durch den Dialog ausgestreut sind. Zu dieser zugespitzten und epigrammatischen Form ist Hutten höchst wahrscheinlich durch Crotus angeregt worden. Die gehäufte Wiederholung solcher Triaden hätte leicht einförmig und langweilig werden können, wenn nicht Hutten vortrefflich verstanden hätte, diese Dreiheiten arabeskenartig in den Dialog zu verflechten und immer an der richtigen Stelle hervorspringen zu lassen, wo sie nie ihre Wirkung verfehlen.

Die römische Knechtschaft der Deutschen, wogegen Huttens Zorn und seine Angriffe sich richten, mußte ihm die Parallele mit den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte nahelegen, der römischen Herrschaft über die germanischen Völker, die Befreiung der Deutschen durch den Arminius. So entsteht jenes Gespräch in der Unterwelt, das erst nach Huttens Tode erschienen ist und wahrscheinlich zu seinen ersten dialogischen

Digitized by Google

Arbeiten gehört. Indessen ich will hier nicht die Gespräche selbst im einzelnen auseinandersetzen, die am besten sich selbst erklären, indem sie gelesen werden. Ich könnte nichts anderes tun, als die Erläuterungen und Einleitungen abschreiben oder ausziehen, mit denen der Übersetzer die Dialoge eingeführt hat.

Über den Gesprächen Huttens haben wir fast den Übersetzer vergessen. So wenig macht sich dieser in seinem Werke bemerkbar, so sehr haben wir in der Übersetzung ganz den Eindruck Huttens empfunden. In der Vorrede hören wir Strauß. Fast unwillkürlich führt ihn die Vorrede von dem großen Gegenstande des Buchs auf die heutige Zeit und auf seine eigene Sache. Man kann von Hutten, dem klassischen Schriftsteller der Reformation, nicht reden, ohne mit der damaligen Zeit die heutige zu vergleichen und im Geiste Huttens diese heutige katholische und protestantische Welt ins Auge zu fassen, ohne die protestantische Theologie dieses Jahrhunderts zu berühren. Hier mußte Strauß von sich selbst reden. Er schreibt die Vorrede 25 Jahre nach seinem „Leben Jesu". Wir können uns kurz fassen. Seit dem „Leben Jesu" und der Dogmatik hat keine Schrift von Strauß auf so viele Menschen einen so tiefen und ergreifenden Eindruck gemacht als diese Vorrede.

Digitized by Google

David Friedrich Strauß und Hermann Samuel Reimarus.*)

1862.

I.

Als wir das letztemal von Strauß redeten, war es bei Gelegenheit seiner Übersetzung der Hutten-Gespräche, und was wir damals über den Gang bemerkten, den seine jüngsten Schriften unwillkürlich zu nehmen schienen, das bestätigt uns noch früher, als wir vermutet, die erste der beiden vorliegenden Schriften. Seit einer langen Reihe von Jahren haben wir fast keinen lebenden Schriftsteller mit so vieler Teilnahme verfolgt als ihn, der, nachdem er auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie einige der größten Wirkungen vollbracht hatte, dieses Gebiet plötzlich aufgab und sich, ohne umzublicken, soweit als möglich davon entfernte. Aber Strauß gehört zu jenen berufenen Menschen, auf deren Seele eine Aufgabe gelegt ist, und die den Schicksalen unterworfen sind, von denen es heißt „nolentem trahunt". Er hat in ästhetischen Studien und biographischen Arbeiten die Theologie abtun und womöglich vergessen wollen, aber unvermerkt oder unwillkürlich haben sich gerade diese biographischen Arbeiten den theologischen Objekten wieder genähert, und als wir die Vorrede zu den Hutten-Gesprächen lasen, vermuteten wir, daß der Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Dogmatik" schon auf der Rückkehr in seine eigentliche Heimat begriffen sei. Die Vermutung ist eingetroffen. Die nächste Schrift nach jener

*) 1. Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Von David Friedrich Strauß. Leipzig 1862. — 2. Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts von David Friedrich Strauß. Leipzig 1862.

Digitized by Google

merkwürdigen Vorrede ist das Buch über Hermann Samuel Reimarus, das uns vorliegt. Hier ist Strauß schon auf heimatlichen Gebieten und bei befreundeten Nachbarn angekommen; es wird hoffentlich nicht lange dauern, so werden wir ihn in seinem eigenen Hause wiederfinden.

Als Strauß vor einigen Jahren ein Werk über Frischlin schrieb, wunderten sich die Leute, die in ihm nur den theologischen Kritiker kannten, was er mit jenem abenteuerlichen Poeten einer verkommenen Zeit zu schaffen habe. Als er bald darauf das Leben Huttens schrieb, wünschte man sich Glück, daß dieses Objekt diesen Mann zu seiner Darstellung gefunden. Bei Reimarus liegt die Verwandtschaft am Tage. Dieselbe Materie der Untersuchung, derselbe entschlossene und freie Geist, der die Untersuchung unternimmt und durchführt; die Gesichtspunkte, unter denen von beiden dieselbe Aufgabe gelöst wird, in derselben Entwicklungslinie gelegen, und so von einander verschieden, daß sich an diesen beiden Männern, Reimarus und Strauß, der Stufengang einer Entwicklung, die fortschreitende Lösung einer Aufgabe, als an dem deutlichsten Beispiele, anschaulich machen läßt. Reimarus war der erste, der im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, im ernsten Glauben an die damalige Aufklärung eine rücksichtslose Untersuchung des gesamten biblischen Kanons unternahm. Lessing war der erste, der von dem verborgenen Werke einige Bruchstücke veröffentlichte, den „Wolfenbütteler Fragmentisten" bekannt machte und seine Verteidigung führte. Strauß ist der erste, der das gesamte Werk des Reimarus vollständig darstellt, in dieser Weise ergänzt, was Lessing begonnen, zu der Verteidigung die richtige Widerlegung hinzufügt und die gewöhnliche Widerlegung entkräftet. Es trifft sich gut, daß diese drei Männer sich so zusammenfinden. Ein besseres Schicksal konnte sich Reimarus nicht wünschen, nachdem er den Mut gehabt, sein Werk zu schreiben, und die Entsagung, es zu verbergen, als daß zu dessen öffentlicher Würdigung Lessing die erste und Strauß die letzte Hand bot.

Digitized by Google

Wir reden nicht gern in der Schulsprache. Doch um das Verhältnis zwischen Strauß und Reimarus aufs bündigste auszudrücken, müssen wir eine Formel brauchen. Leibniz unterschied die niedern und höhern Bildungen in der Welt so, daß jene in diesen allemal klar und deutlich vorgestellt werden, nicht umgekehrt. Hegel nannte dasselbe Verhältnis ein Aufgehobensein der niedern Stufe in der höhern, und wollte damit sagen, daß jene in dieser zugleich verneint und aufbewahrt sei. So verhält sich Reimarus zu Strauß. So faßt und bezeichnet dieser selbst sein Verhältnis zu jenem. Er durchschaut seinen Vorgänger ganz und würdigt ihn vollkommen, indem er ihn widerlegt. Der umgekehrte Fall ist nicht denkbar. Hätte Reimarus das „Leben Jesu" von Strauß erlebt, so würde er bei aller Geistesfreiheit schwerlich vermocht haben, diesen Standpunkt zu durchdringen. „Nein!" hören wir ihn sagen, „wenn die biblischen Schriftsteller so poetische Leute gewesen wären, so würden sie doch weit eher aus den herrlichen Lehren Jesu ein Sitten- und Lehrgedicht gemacht haben als aus seinem Leben ein Epos!" Oder um das Verhältnis der beiden Kritiker noch durch einen andern Exponenten zu bestimmen, so beruht bei beiden die kritische Unternehmung auf einer philosophischen Grundansicht und lehnt sich gewissermaßen an eine philosophische Schule. Im Hintergrund der Reimarusschen Kritik steht die Wolfsche Philosophie, im Hintergrund der Straußischen die Hegelsche. Wie Reimarus unter den Wolfianern seinerzeit der klarste Kopf, der beste Stilist, das am meisten kritische Talent und zugleich einer der positiv Gelehrtesten ist, so gelten dieselben Eigenschaften in hervorstechender Weise unter den Hegelianern von Strauß. Doch hier müssen wir bemerken, daß Reimarus von der Wolfschen Schule viel enger und schulmäßiger abhängt als Strauß von der Hegelschen, und daß wir in diesem Punkte auf der Seite des letztern eine doppelte Überlegenheit entdecken. Er geht von einer Philosophie aus, die, richtig verstanden und gebraucht, bei weitem fähiger ist als die Wolfsche, in die fremde

Digitized by Google

Eigentümlichkeit geschichtlicher Gegenstände einzugehen, sich in die Gemüts- und Bildungszustände fremder Völker und Zeiten zu versetzen, mit einem Wort mit ihren Objekten liberal und sachgemäß zu verfahren, was die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts kaum vermochte. Und diese freiere, zu der sogenannten objektiven Beurteilung der Dinge besser angelegte Philosophie übt auf Strauß eine weniger schulmäßige Herrschaft als jene beschränktere auf Reimarus. Offenbar ein doppelter Vorteil, den Strauß durch die Bildung der Zeit und seine persönliche Geistesart vor Reimarus voraus hat. Kant unterschied einmal sehr gut die konsequente Denkweise von der erweiterten. Ich denke konsequent, wenn ich in meinem Sinne richtig schließe; ich denke erweitert, wenn ich mich in die Seele des andern versetze und in seinem Sinne richtig schließe. Eine konsequente Denkweise kann deshalb sehr borniert sein, so scharfsinnig sie ist. Eine erweiterte Denkweise ist immer liberal. Kant nannte sie auch die ästhetische Denkungsart. Mit Recht, denn es gehört Herz und Phantasie dazu, um in der Seele anderer zu denken. Lessing besaß in eminentem Grade diese ästhetische Denkweise, welche die große Tugend hat, nie borniert zu sein. Und wenn wir unsere beiden Kritiker mit Lessing vergleichen, so müssen wir urteilen, daß Strauß in seiner Geistesart ihm näher steht als Reimarus.

Die Grundsätze der Reimarusschen Kritik sind sehr einfach. Das ganze Gebäude derselben beruht auf folgendem logischen Grundriß. Der Satz des Widerspruchs, der erste der Logik, lehrt, daß etwas nicht zugleich bejaht und verneint werden kann. Also ist jede Bejahung zugleich die Verneinung des Gegenteils. Also ist die Bejahung der wahren Religion zugleich die Verneinung der entgegengesetzten. Ist nun die wahre Religion die natürliche oder die Religion auf Grund der Vernunft, und widerspricht dieser die geoffenbarte Religion oder die biblische, so folgt, daß die letzte als falsch angesehen oder verneint werden

Digitized by Google

müsse. Der Schluß, der das Reimarussche Werk trägt, lautet etwa so: nur die natürliche Religion ist wahr, nun ist die biblische Religion im Widerstreit mit der natürlichen, also ist sie falsch. Der Obersatz ist die Annahme, die von der Philosophie herkommt, den Geist der Aufklärung erfüllt und den Glauben von Reimarus bildet. Es hat wenige gegeben, denen es mit der natürlichen Religion so heiliger Ernst war als ihm. Ihm ist bei der natürlichen Religion wirklich warm geworden, er war in diesem Sinne fromm. Der Untersatz in dem obigen Schluß ist der Beweis, den er führen, die Aufgabe, die er lösen will. Dieser Beweis ist eben seine Kritik. Der Schlußsatz ist das selbstverständliche Resultat. Man kann eine Kritik am besten prüfen, wenn man sich ihre Grundsätze in einfachen Schlüssen vorlegt. So würde ich z. B. die Grundsätze, nach denen Paulus die Bibel erklärt hat, auf folgenden Schluß zurückführen: Was in der Bibel steht, ist wahr; Wunder können nicht wahr sein, also können Wunder nicht in der Bibel stehen, mithin sind die vermeintlichen Wundergeschichten, die in der Bibel erzählt werden, in Wahrheit ganz natürliche Begebenheiten gewesen und müssen als solche erklärt werden usw.

Was ist natürliche Religion? Ihr Katechismus ist kurz beisammen. Sie ist, auf Vernunftbeweise gegründet, der Glaube an Gott als den gerechten, weisen und gütigen Schöpfer der Welt, der das Beste aller Menschen will, und an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Sie ist der Glaube an eine weise und gesetzmäßige Weltordnung als die vollkommenste Offenbarung Gottes.

Wenn also Gott eine Religion offenbaren wollte, so mußte dieselbe vermöge der göttlichen Gerechtigkeit und Güte in ihrer Tragweite auf die ganze Menschheit berechnet und für dieselbe angelegt, so mußten ihre irdischen Träger die sittenreinsten, besten, weisesten Menschen sein. Mithin ist jede einer Religion anhaftende, partikulare Schranke oder Hemmung, die ihrer Universalität widerstrebt, eine Instanz gegen

Digitized by Google

die Offenbarung. Und ebenso ist jeder Wahn und jede selbstsüchtige irdische Absicht eine Instanz gegen den Propheten.

Das sind die bestimmten Gesichtspunkte, unter denen Reimarus die biblischen Schriften und Personen untersucht, beurteilt und in ihrem Offenbarungscharakter widerlegt. Indem er auf diese Weise den Gegenbeweis gegen die geoffenbarte Religion führt, will er die natürliche verteidigt haben. Er nennt deshalb sein Werk „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes". Diesem sehr ausgedehnten Werke war ein Menschenalter hindurch sein Nachdenken und der Fleiß seiner Muße gewidmet. Er war, wie es scheint, schon vor 1747 damit zustande gekommen, dann hat er es zu verschiedenen Malen umgearbeitet, aber nur wenigen Freunden mitgeteilt und nie veröffentlicht. Lessing, der im letzten Lebensjahr des Verfassers nach Hamburg kam, lernte das Werk in der Familie Reimarus kennen; er gab in den Jahren 1774—78 Bruchstücke davon heraus, als ob er sie in der Bibliothek von Wolfenbüttel aufgefunden, um das Geheimnis der Familie zu bewahren. Über diese Bruchstücke entstand der Streit zwischen Lessing und Göze. Erst im Jahre 1814, als der Sohn eine Abschrift des Werks der Bibliothek zu Göttingen schenkte, wurde es zur öffentlichen Tatsache, daß Reimarus der „Wolfenbütteler Fragmentist" war.

Denken wir uns nun die biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments unter diese kritischen Gesichtspunkte gerückt, wie sie Reimarus aufstellt, so ist mit der Fragestellung die Antwort gegeben. Kann die geoffenbarte Wahrheit nur eine solche sein, die mit vollkommener Klarheit und innerer Übereinstimmung das ganze Menschengeschlecht erleuchtet, so können sechzig Schriften in verschiedenen Sprachen, die kein zusammenhängendes Ganzes bilden und in dem Zeitraum zweier Jahrtausende allmählich entstanden und endlich in einen Kanon gesammelt worden sind, keine Offenbarung sein. Sollen die Träger göttlicher Offenbarung sich vor allem durch ihre Sittenreinheit bewähren, so steht es schlimm um die vermeintlichen

Digitized by Google

Träger der jüdischen Offenbarung: Noah, die Erzväter, Joseph, Moses, Samuel, David usw., so sind sie nicht die Werkzeuge Gottes gewesen, sondern sie haben sich des Scheins, als ob sie es wären, bedient zu ihren irdischen und selbstsüchtigen Zwecken. Wenn man von einer Offenbarungsgeschichte, wie die biblische sein will, die Offenbarung abzieht, was bleibt? Eine Geschichte scheinbarer, vorgespiegelter Offenbarungen, das heißt ein menschliches Gaukelwerk der schlimmsten Art! In dieses einfache Subtraktionsexempel mündet die Reimarussche Kritik.

Hier kann man aufs beste den Prozeß, den Reimarus der Bibel macht, in seinem ganzen Umfange übersehen und aus der Einseitigkeit und objektiven Verwerflichkeit der Sentenz die Einseitigkeit und Unvollkommenheit dieser ganzen kritischen Rechtspflege beurteilen. Man sieht sich am Schluß dieser Kritik in einem neuen Problem gefangen, in welchem die Reimarussche Lösung der Bibelfrage rettungslos stecken bleibt. Von der Geschichte der göttlichen Offenbarung bleibt als historischer Kern kurz gesagt nur menschlicher Betrug übrig. Diese Lösung der Sache ist trostlos. Deshalb könnte sie wahr sein. Es wäre nicht der einzige, nur der schlimmste Fall, in welchem die Wahrheit trostlos ist. Aber die Lösung ist in den Hauptsachen aus psychologischen Gründen undenkbar. Es ist z. B. vollkommen undenkbar, daß die Apostel mit hinreißender Begeisterung den Auferstandenen gepredigt und die Menschen zu ihm bekehrt haben sollten, während sie im Herzen wußten, daß sie den Leichnam heimlich beiseite gebracht. Eine solche auf Lüge und Betrug gegründete Begeisterung ist undenkbar; ihre Vereinigung ist genau der Widerspruch, den Reimarus selbst für das Kriterium der Unmöglichkeit hält.

Man wird also urteilen müssen, daß die Reimarussche Kritik, wie folgerichtig sie in ihrem Sinne ist, wie gelehrt und scharfsinnig sie im einzelnen verfährt, doch im ganzen das biblische Problem nicht löst. Was bleibt übrig? Es gibt hier zwei Auswege: entweder man kehrt zu dem alten Offen-

Digitized by Google

barungsglauben zurück und gibt damit nicht bloß die Reimarussche, sondern alle Kritik vollkommen auf, oder man schreitet in der kritischen Lösung des Problems fort und durchbricht die Schranken der Reimarusschen Beurteilungsweise. Hier kann man den Weg von Reimarus zu Strauß, also ein ganzes Jahrhundert in der geschichtlichen Entwicklung, wie einen einzigen Schritt darstellen. So kurz erscheint diese Entwicklung, wenn man sie zurückgelegt hat und von dem höhern Standpunkte aus übersieht. Wenn man den Offenbarungscharakter der biblischen Geschichten nicht wiederherstellen kann aus kritischen Gründen, aber auch an Stelle der göttlichen Offenbarung nicht die erlogene und vorgespiegelte Offenbarung, das heißt den menschlichen Betrug setzen kann aus Gründen, die ebenso kritisch sind, was bleibt übrig? Zwischen der Wahrheit und Lüge sieht Reimarus kein Drittes, aber es gibt ein Drittes zwischen beiden: die Dichtung. Es sollten nur die Mönche in den „Epistolae obscurorum virorum" sein, die, um ihre syllogistische Kunst zu zeigen, den Schluß in barbara machen, daß alle Poeten Lügner sind. Wenn die biblischen Propheten, das Wort im weitesten Sinne genommen, übernatürliche Offenbarungen von Gott nicht empfangen, auch den Schein solcher Offenbarungen sich nicht selbst betrügerisch angemaßt haben, so war es der Glaube an sie, dem sie als Träger solcher Offenbarungen erschienen, es war die gläubige Phantasie, die sich diese Vorstellungen ausbildete in Formen, die dem Charakter und der Bildung des Zeitalters entsprachen. Hier ist die mythische Erklärungsweise, die Strauß als ein Organon zur Erklärung der biblischen Geschichte und zur Lösung ihrer Probleme entwickelt und auf dem Gebiete des Neuen Testaments methodisch zur Anwendung gebracht hat. Sie ist gründlicher, kritischer als die Methode von Reimarus und eben dadurch sachgemäßer. Es ist eine Halbheit im buchstäblichen Verstande, von der Offenbarungsgeschichte die Offenbarung abzuziehen und die Geschichte zu lassen. Wenn die Offenbarung kein Faktum

Digitized by Google

ist, warum soll die Geschichte, in der sie spielt, ein Faktum sein? Muß man den Zweifel an der ersten nicht auch auf die andere ausdehnen? Und wenn man mit der mythischen Erklärungsweise die Kritik nicht bloß gegen einen Teil des Faktums, sondern gegen das ganze Faktum richtet, so kann man den Tatsachen der biblischen Geschichte den religiösen Wert zurückgeben, indem man ihnen den geschichtlichen Charakter nimmt; darum ist die gründlichere Kritik, eben weil sie gründlicher ist, die sachgemäßere und, wenn man will, die heilsamere. Will man sich aber gegen Reimarus in den Standpunkt des historischen Offenbarungsglaubens zurückversetzen, so treten jene sittlichen Bedenken des Kritikers über Menschen und Begebenheiten der Offenbarungsgeschichte wieder in volle Kraft, und sie gelten heute so gut als vor einem Jahrhundert.

Der Begriff des Mythus ist darum kein kritisches Universalmittel, dessen bloße Anwendung alle Zweifel und Probleme löst. Er bedeutet einen neuen Gesichtspunkt, mit dem die Bibelerklärung ganz neue Aufgaben übernimmt. Wie ist der Mythus entstanden? Welche Motive haben ihn erzeugt? Wer hat die Erzählung verfaßt? Unter welchen Bedingungen, in welchen Absichten sind überhaupt die Bücher der biblischen Geschichte geschrieben? Aus der Kritik der Geschichtsobjekte wird eine Kritik der Geschichtschreiber. Und da diese Fragen offenbar nur aus der Einsicht in die geschichtlichen Zeit- und Bildungsverhältnisse gelöst werden können, so treibt die mythische Erklärungsweise notwendig zu der historischen Kritik. Und erst von hier aus ergibt sich, was an der Geschichte selbst wahr oder falsch ist. So endet die Kritik der Geschichtschreiber in ihren Resultaten, wie sicher oder problematisch sie sein mögen, wieder mit der Kritik der Geschichte selbst.

Daß die Bibelerklärung diese Richtung nicht beiläufig, sondern in erster Instanz nehmen muß, versteht sich eigentlich nach Kant von selbst. Die kritische Erklärungsweise, welche Strauß mit der mythischen prinzipiell begonnen hat,

Digitized by Google

nimmt der Bibel gegenüber dieselbe Wendung als die kritische Philosophie gegenüber der Erkenntnis. Es wird zunächst nicht gefragt: was ist das Erkannte? sondern: wer ist der Erkennende? welches sind die Vermögen und Bedingungen, unter denen wir die Objekte vorstellen? Die Frage nach der Autorschaft ist die erste. Unter den philosophischen Problemen ist das erste die Komposition der Erkenntnis. Unter den biblischen Problemen ist das erste die Komposition der biblischen Schriften.

Wenn man auf diese Fragen nicht achtet, sie nicht methodisch untersucht, wie es im Geiste des dogmatischen Zeitalters lag, so muß man auf ungeheuerliche Resultate kommen. Ein Beispiel für viele. Johannes der Täufer und Jesus müssen sich nach der Erzählung des Matthäus gekannt haben. Nach der Darstellung des vierten Evangelisten wird Jesus erst bei der Taufe dem Johannes offenbart. Hier ist der Widerspruch zwischen den beiden Evangelien, und er ist aus der verschiedenen Verfassungsweise beider zu lösen. Aber Reimarus sieht den Widerspruch nur in der Tatsache. Personen und Begebenheiten sind identisch. Zwischen dem Täufer des ersten und dem des vierten Evangeliums gibt es für ihn keinen Unterschied. Also schließt er: Es ist gewiß, daß Johannes und Jesus sich gekannt haben von Kindheit an; es ist gewiß, daß sie bei der Taufe einander nicht gekannt haben wollen, also haben sie bloß so getan, es war verabredetes Spiel usw. Hierbei bemerkt Strauß (S. 191):

Kaum möchte sich bei einem andern Falle augenscheinlicher nachweisen lassen, wie die von einer unvollständigen Kritik der neutestamentlichen Geschichte geschlagenen Wunden einzig durch eine gründlicher durchgeführte Kritik zu heilen sind. Wenn es an dem ist, worauf Reimarus dringt, daß jeder biblische Schriftsteller für sich genommen werden muß, wer berechtigte ihn dann, den Täufer des vierten Evangeliums, der Jesum vor der Taufe nicht gekannt zu haben versichert, aus dem ersten Evangelium Lüge zu strafen, nach welchem er ihn schon vorher gekannt hat, oder aus dem dritten, nach welchem er den nahen Verwandten, auf den er schon im Mutterleibe wunderbar aufmerksam gemacht worden war, nicht wohl bis zum dreißigsten Jahre ferngeblieben sein kann usw.

Digitized by Google

Doch wir überlassen es unsern Lesern, die eingehende und beste Belehrung aus der Straußischen Schrift selbst zu schöpfen, die zugleich das gesamte Werk von Reimarus kompendiarisch darstellt.

II.

Das zweite gleichzeitig erschienene Buch enthält eine Reihe kleinerer Schriften, die mit Ausnahme der ersten in den letzten 15 Jahren (zum größten Teil von 1853—59) in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und in dem vorliegenden Bändchen gesammelt worden sind. Es sind Aufsätze über Klopstock, L. J. Spittler, A. W. Schlegel, Immermann, L. Bauer, die Uexküllsche Gemäldesammlung, die Maler C. Wächter und Gottlieb Schick, den Bildhauer Jsopi, Beethovens neunte Symphonie usw.

Der erste Aufsatz steht in nächster Verbindung mit der Schrift über Reimarus und ist in ausdrücklicher Beziehung auf dieselbe geschrieben. Das Thema heißt „Barthold Heinrich Brockes und Hermann Samuel Reimarus". Will man von Reimarus ein vollständiges Bild haben, so muß man unmittelbar nach der eben besprochenen Schrift diesen Aufsatz lesen. Dort haben wir es mit dem kritischen, hier mit dem (in seiner Weise) frommen Reimarus zu tun; dort mit seiner philosophischen Kritik, hier mit seiner philosophischen Religion. Das Buch handelt von dem Reimarus, der die „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" schrieb und verbarg; der Aufsatz handelt von dem Reimarus, der ein Werk über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion herausgab.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß hier eine Zweideutigkeit im Spiele sei, und daß Reimarus ein anderer in seiner verheimlichten Kritik der Bibel, ein anderer in seiner veröffentlichten Schrift über die natürliche Religion war. Eine solche Zweideutigkeit würde schlecht passen zu dem einfachen Wahrheitssinn und zu dem grundehrlichen Charakter des Mannes. Es ist in der Tat ein und dieselbe Wahrheit, von

Digitized by Google

welcher Reimarus in der einen Schrift die esoterische Seite verbirgt, und in der andern die esoterische Seite zeigt. Und wie die negative Kritik und die positive Überzeugung in Reimarus beide aus einem Stück sind, das konnte Strauß nicht einleuchtender und zugleich anmutiger dartun, als indem er den Philosophen Reimarus mit dem Dichter Brockes zusammenstellte.

Wenn es Reimarus wirklich Ernst war mit seinem Theismus, mit seinem Glauben an Gott als den persönlichen Welturheber: was vermochte ihn denn zu jenem planmäßigen und wohlgeschulten Feldzuge gegen die Offenbarungen und Wunder der Bibel? Wie reimt sich mit diesem Gottesglauben dieser Wunderunglaube? Was wäre der Gott des Theismus, wenn sein Wille nicht allmächtig wäre? Was wäre dieser allmächtige Wille, wenn er nicht Wunder tun könnte? Und wenn er es kann, warum sollte er Wunder nicht getan haben? Woher also bei diesem Theisten der Wunderunglaube? Gewiß, wenn es sich bloß um die Macht Gottes handelt, so kann Reimarus die Möglichkeit des Wunders nicht leugnen, während Spinoza auch unter diesem Gesichtspunkte das Wunder verneinen muß, weil bei ihm die Macht Gottes und die Macht der Natur eins sind. Nun ist aber jedes faktische Wunder eine tatsächliche Aufhebung der Naturgesetze, wodurch die Weltordnung in Widerstreit kommt mit sich selbst. Eine solche Aufhebung kann ihren Grund nur in der Unvollkommenheit der gesetzmäßigen Weltordnung haben, denn ihr Zweck kann nur eine Berichtigung des Weltlaufs sein. Wenn die Welt wie ein Uhrwerk wäre, das auch falsch gehen könnte, so wäre die eingreifende Hand des Werkmeisters zur Berichtigung notwendig. Eine solche Uhr wäre sicher nicht das Werk des vollkommensten Künstlers. Und so wäre das Wunder in der Welt, wenn es geschieht, eine Instanz gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers. Wenn also das Wunder auch von seiten der göttlichen Macht möglich ist, so ist es von seiten der göttlichen Weisheit und Güte unmöglich. Es ist moralisch

Digitized by Google

unmöglich. Bei Spinoza gibt es zum Wunder keine Macht, bei Reimarus gibt es zum Wunder keinen Zweck. Es ist unmöglich, weil es zweckwidrig wäre, weil man nicht sagen könnte, wozu es überhaupt geschieht. Hier ist der Punkt, wo der Wunderunglaube des Reimarus mit seinem Gottesglauben vollkommen übereinstimmt. Seine Bibelkritik widerspricht seinem Theismus so wenig, daß sie vielmehr in ihrem letzten Grunde auf ihm beruht. Alles in der Welt ist nach Zwecken und Absichten geordnet; darum paßt das Wunder als eine zweckwidrige Begebenheit nicht in die Welt, darum ist für Reimarus eine Wunderbegebenheit so viel als ein logischer Widerspruch, ein hölzernes Eisen, ein viereckiger Zirkel, ein Mittel, das keinen Zweck hat. In der Welt offenbart Gott seine Absichten; im Wunder würde er offenbaren, daß er seine Absichten verfehlt habe. Die Erkenntnis Gottes aus der zweckmäßigen Ordnung und Einrichtung der Welt, insbesondere der Natur, ist bei Reimarus die vornehmste Wahrheit der natürlichen Religion, ist eigentlich die natürliche Religion selbst. Diese Erkenntnis stimmt ihn andächtig und belebt sogar seine Phantasie bis zum poetischen Schwunge. Und hier treffen wir seine Geistesverwandtschaft mit Brockes. Beide Männer waren einander befreundet. Brockes war einer von den sehr wenigen Vertrauten, denen Reimarus seine Schutzschrift mitteilte. Der physikotheologische Beweis, dieses Lieblingsargument der gläubigen Aufklärung, dieser Herzensbeweis Gottes, wie ihn Kant nannte, trägt die Poesie von Brockes, den Glauben und die Kritik von Reimarus. Des letztern vornehmste Wahrheiten, sagt Strauß, enthalten eine philosophisch-naturgeschichtliche Durchführung des physikotheologischen Beweises. Und Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" ist ein gereimter physikotheologischer Beweis. „Es war die gute Zeit, da die Naturforschung noch Hand in Hand mit dem Glauben ging, die Blütezeit des physikotheologischen Beweises, der Hydro-, Pyro-, Ichthyo- und Akridotheologien, welche das Dasein Gottes aus Wasser und Feuer, den Schuppen

Digitized by Google

und Blasen der Fische wie dem Bau und den Wanderzügen der Heuschrecken zu erhärten suchten." So ist z. B. für Brockes die Gemse ein höchst willkommenes Objekt seiner poetischen Beweisführung:

Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, für's Gesicht die Galle gut,
Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut;
Auch die Haut dient uns nicht minder. Strahlet nicht aus diesem Tier
Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb' herfür?

Schwieriger ist der menschenfressende Wolf. Hier muß die Physikotheologie zur Theodizee werden. Man solle nicht meinen, daß es besser gar keinen Wolf gebe oder daß der Wolf von selbst entstanden sei:

O nein! Denn daß wir es nicht wissen, wozu er eigentlich gemacht,
Zeigt deutlich unsern Unverstand, umschränkten Geist und Unbedacht,
Doch keinen Fehl der Schöpfung an. Zudem, wenn wir es recht ergründen,
Sind auch in Wölfen viele Dinge zu unserm Nutzen noch zu finden.
Wir haben nicht nur ihrer Bälge im scharfen Frost uns zu erfreuen,
Es dienen ihrer Glieder viele zu großem Nutz in Arzeneien.

Indessen hat diese harmlose Reimerei doch das volle Bewußtsein der natürlichen Religion zu ihrer Folie, und an manchen Stellen zeigt sich sogar der kritische Stachel. Es ist offenbar eine Erklärung der natürlichen Religion gegen die kirchliche, wenn der Dichter Gott bittet:

Laß mich bloß aus deinen Werken
Deine wahre Wirklichkeit, Allmacht, Lieb' und Weisheit merken,
Laß mich alle Menschen lieben, doch am innigsten die Christen,
Die sich nicht aus Leidenschaft sträflich miteinander zwisten usw.
Man kommt nicht in der Christen Orden,
Wenn man nicht erst ein Mensch geworden,
Man wird ein Mensch, wenn uns, gerührt,
Die Kreatur zum Schöpfer führt.

Und wie Brockes bei seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" bisweilen anfängt im Geiste seines Freundes zu philosophieren, so finden sich in der Schrift über „die vornehmsten Wahrheiten usw." Stellen, wo Reimarus seine Freude an der Natur so sinnig und poetisch ausspricht, daß wir uns wie

Digitized by Google

von einem Gedicht berührt fühlen und wohl einsehen, wie in diesem Manne die physikotheologische Vorstellungsweise Herzens- und Gemütssache war.

Welch eigentümlicher und für die Einsicht in den deutschen Geist des vorigen Jahrhunderts lehrreicher Gegensatz zwischen dem Verfasser der Schutzschrift und dem irdisch in Gott vergnügten Poeten auf der einen und dem Dichter des „Messias" auf der andern Seite! Strauß läßt dem Aufsatz über Brockes und Reimarus unmittelbar einen Aufsatz über Klopstock folgen; aber nicht um an dieser Stelle die ungläubige Kritik des einen mit der gläubigen Begeisterung des andern zu messen, sondern um uns eine kurze Episode aus dem Leben des Dichters, die bisher nicht in ihren Einzelheiten bekannt war, den halbjährigen Aufenthalt Klopstocks am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, aus einer handschriftlichen Quelle zu schildern. Hier und bei den folgenden Aufsätzen müssen wir den Leser auf die genußreiche Lektüre selbst verweisen.

Digitized by Google

Strauß' „Leben Jesu".*)

1864.

I.

Seitdem Strauß' „Leben Jesu" berühmten Andenkens in seiner ersten Gestalt erschien, um eine Wirkung zu machen, welche die theologische Welt in ihrem Grunde erschütterte und weit über deren Umfang hinaus die Geister bewegte, ist fast ein Menschenalter verflossen. Jene Wirkung war keine vorübergehende, sie hat die Bedeutung und Dauer einer geschichtlichen Epoche, und heute nach beinahe dreißig Jahren gibt es niemand, der diese Geltung dem Werke und seinem Verfasser bestreitet. In kurzer Zeit hatte das „Leben Jesu" eine Reihe von Auflagen erlebt. Die „Glaubenslehre" kam hinzu, um den kritischen Prozeß auf dem Gebiete des Dogmas fortzusetzen und von der evangelischen Geschichte, gegen die er in dem ersten Werke geführt worden, auf die kirchliche Lehre zu übertragen. Beide Werke ergänzten sich zu einer Gesamtkritik der christlichen Theologie nach ihrem ganzen positiven Glaubensinhalt. Gegenüber der evangelischen Geschichte handelte es sich um die beanspruchte geschichtliche Wahrheit; gegenüber den kirchlichen Dogmen um die beanspruchte ewige Wahrheit. Es wurde in dem ersten Falle gezeigt, daß die Tatsachen der evangelischen Erzählungen zu gutem Teil, insbesondere die wunderbaren Begebenheiten, religiöse Dichtungen seien der christlichen Urzeit, das heißt Mythen, in ihrer Entstehung erklärbar aus der Gemüts- und Glaubensverfassung der ersten christlichen Gemeinden. Es wurde in dem zweiten Falle gezeigt, daß die kirchlichen Dogmen nichts als Zeitvorstellungen seien, die in der geschichtlichen Glaubens- und Geistesent-

*) Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Leipzig 1864.

Digitized by Google

wicklung gesetzt und ausgebildet, dann zersetzt und aufgehoben werden und zuletzt dem philosophischen Bewußtsein verfallen. In beiden Fällen hatte sich der kritische Gesichtspunkt mit dem geschichtlichen auf das genaueste verbunden, und eben darin bestand die Bedeutung der Straußischen Epoche, daß durch sie die historische Kritik auf dem Gebiete der Theologie in einer so eindringenden und umfassenden, in einer so methodischen und erleuchtenden Weise zur Geltung kam, wie man es vor dem „Leben Jesu" und der „Dogmatik" nicht kannte. Daher die schnelle und erschütternde Wirkung dieser Schriften, unterstützt zugleich und gehoben durch die persönliche Art, die großen schriftstellerischen Kräfte des Verfassers, der seine gelehrten und scharfsinnigen Forschungen in einer Form schrieb, die ihm unter den ersten Autoren Deutschlands einen dauernden Platz sichert.

II.

Nach diesen beiden großen Werken, die ebenso vernichtend als erleuchtend gewirkt hatten, verstummte Strauß für eine lange Pause auf dem theologischen Gebiet. Seit seiner „Dogmatik" waren zwei Jahrzehnte vergangen (1840—60), als er in der Vorrede einer seiner letzten Schriften plötzlich wieder in der Nähe der Theologie erschien und drohender als je. Schon hatten sich viele in die behagliche Vorstellung eingelebt, daß dieser Dämon, wie er ihnen erschien, für immer gebannt sei, daß er in die Theologie nicht zurückkehren werde, daß er längst widerlegt, auch selbst davon überzeugt sei, und man konnte Stimmen hören, die von Strauß ähnlich redeten als im vorigen Jahrhundert die meisten nach dem bekannten Ausdrucke Lessings von Spinoza. Es ist höchst interessant und für die Kenntnis dieses merkwürdigen und hochbedeutenden Mannes wichtig, die schriftstellerische Bahn zu verfolgen, die Strauß während dieser Zeit beschrieben. Sie hat sich zunehmend von der Theologie entfernt und dann zunehmend der Theologie genähert, bis sie jetzt in dem Werke, das wir besprechen wollen, mitten in dieses ihr erstes Gebiet wieder

Digitized by Google

einmündet. Ich will diese Entfernung und Annäherung nicht mit der Sonnenferne und Sonnennähe vergleichen, denn vielleicht möchte es eher der Ort der Dunkelheit sein, den Strauß vermeiden wollte, als er sich aus dem Umkreise der theologischen Literatur zurückzog. Die Arbeiten der Zwischenzeit waren fast alle biographischer Natur und behielten darin eine Art Verwandtschaft mit dem ersten seiner Werke. Sie nahmen in einem der Theologie möglichst abgelegenen Gebiete des Menschenlebens ihre Objekte, die sie zugleich kritisch untersuchen und künstlerisch darstellen konnten. Zwei kleine Schriften bemerke ich als Mittelglieder gleichsam auf dem Übergange von der Periode der theologischen Werke zu der Periode der biographischen. Sie sind schon Charakterbilder; sie sind noch, wenn ich so sagen darf, theologisch motiviert: die erste in versöhnlichem Geiste, die andere in einem durchdringend polemischen. Jene betrifft den schwäbischen Dichter Justinus Kerner, sie ist eins der beiden friedlichen Blätter, deren anderes das Bleibende und Vergängliche im Christentum unterschied; die zweite betrifft Julian, den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren; sie gibt eine lebensvolle Charakteristik des abtrünnigen Kaisers, und zugleich wird Zug für Zug auf eine ganz ungezwungene und darum um so wirksamere Weise durch den Restaurator des klassischen Heidentums der Restaurator oder soll ich lieber sagen die Restauration des romantischen Christentums bloßgelegt und persifliert. Der Begriff des Romantikers selbst wird der Schlüssel zur Erklärung und Auflösung eines Charakters, wie Julian war.

Die folgenden biographischen Schriften über Märklin, Schubart, Nikodemus Frischlin bezeichnen die zunehmende Entfernung von den theologischen Materien. Es schien, als ob Strauß diese Welt ganz aus seinem Gesichtskreis verloren habe. Dann folgt in drei Werken, die schnell nacheinander erscheinen, die zunehmende Annäherung: „Ulrich von Hutten", die Übersetzung der Hutten-Gespräche mit der Vorrede und die Schrift

Digitized by Google

über Hermann Samuel Reimarus. Im „Ulrich von Hutten" liegt der Wendepunkt zur Rückkehr. Nicht mehr ein Genrebild, sondern ein großer weltgeschichtlicher Stoff aus dem Zeitalter der Reformation, zwar aus dem humanistischen Gebiete der letztern, doch in einer nahen Verwandtschaft mit dem religiös reformatorischen Geist. Es hieß damals, daß Strauß in seiner nächsten Schrift Luther behandeln werde. Statt dessen kamen die Hutten-Gespräche, eingeführt durch eine Vorrede, welche die Gegenwart mit dem Zeitalter Huttens verglich, sich dabei erinnerte, daß gerade vor 25 Jahren das „Leben Jesu" erschienen war, und nun in einer sehr geharnischten Weise den Gegnern zum Erschrecken kundgab, daß dieses Buch, so oft totgesagt, noch ebenso lebendig sei als der Verfasser. Aus jedem Worte dieser Vorrede konnte man sehen, daß Strauß sich vollkommen gerüstet fühlte, sein Werk zu erneuern. Und der Ton, in dem er sprach, verriet deutlich genug, daß er dazu schon geneigt war. Unmittelbar darauf folgte die Schrift über Reimarus, die ihm Gelegenheit gab, die biblischen und neutestamentlichen Probleme wieder anzugreifen, den Standpunkt der Lösung zu bezeichnen, den Kritiker des vorigen Jahrhunderts, nachdem er ihn dargestellt hatte, in seiner ganzen persönlichen und wissenschaftlichen Bedeutung zu würdigen, in seiner Einseitigkeit und Beschränkung darzutun, den eigenen Standpunkt mit dem des Reimarus, sowohl durch Vergleichung als Unterscheidung, bündig und klar auseinanderzusetzen. Die Schlußabhandlung dieses Buchs gibt schon eine Aussicht in das neue „Leben Jesu", das uns vorliegt. Dicht vor dem letztern erscheint noch ein Vortrag über Lessings „Nathan", wie ein Mittelglied zwischen der Schrift über Reimarus, mit dessen Werk die Lessingsche Dichtung literargeschichtlich zusammenhängt, und dem neuen „Leben Jesu". Mit diesem Werke hat sich erfüllt, was wir in diesen Blättern selbst ohne Sehergabe mehr als einmal vorausgesagt haben. Strauß ist mit allen seinen Streitkräften, die sich in der Zwischenzeit in jeder Weise vermehrt haben, wieder im Besitz seines eigensten Gebiets.

Digitized by Google

III.

Statt einer neuen fünften Auflage des ersten Werks gibt Strauß das „Leben Jesu" in einer völlig neuen Bearbeitung, die er an das deutsche Volk richtet. Um dieses Buch in seinem Unterschiede von dem frühern, in seiner gegenwärtigen Aufgabe, in seiner Absicht auf die Volksbildung richtig zu verstehen und zu würdigen, muß man sich die ganze Frage klarmachen, um die es sich handelt. Sie ist einfach genug und jedem durch seine eigene Erfahrung verständlich. Unsere christlichen Glaubensformen sind bedingt durch die Vorstellung, die wir von der Person Jesu haben, denn diese Person ist der Gegenstand unsers religiösen Glaubens; die Vorstellungen aber von dieser Person empfangen wir aus den neutestamentlichen Schriften, insbesondere den vier Evangelien, die uns als die ersten Urkunden das Leben Jesu darstellen. Von der Glaubwürdigkeit aller dieser Quellen hängt die Richtigkeit ab unserer Vorstellung von der Person Jesu, und diese Vorstellung selbst bildet eine bestimmende Richtschnur für unsere gesamte Glaubensverfassung. Nun ist die wissenschaftliche Untersuchung der neutestamentlichen Schriften seit der Straußischen Kritik in ein neues Stadium eingetreten; vor allem durch den Tübinger Baur sind in der Beschaffenheit, Entstehung und Komposition der Schriften des neutestamentlichen Kanons neue, höchst fruchtbare, die Probleme wirklich lösende Einsichten eröffnet worden; unter der Führung dieses Mannes, der unter die ersten wissenschaftlichen Größen des Jahrhunderts zählt, haben auf diesem Gebiete der biblischen Wissenschaft eine Reihe eindringender und erhellender Einzeluntersuchungen stattgefunden, und die Sache ist so weit gediehen, daß zwar noch lange die Akten nicht geschlossen werden können, was wohl der Fall nie sein wird, aber zweierlei möglich scheint, wenn sich für diese schwierige Aufgabe die richtige Kraft findet: nämlich die Zusammenfassung und die Anwendung; die summarische Zusammenfassung in einen Gesichtspunkt, der uns über den Wert, die Bedeutung, die Glaub-

Digitized by Google

würdigkeit der biblischen Schriften, insbesondere der Evangelien, orientiert, und die Anwendung, die von hier aus gemacht werden kann, auf die Geschichte Jesu selbst. Wenn der Gesichtspunkt bestimmt ist, unter welchem die Geschichtschreiber Jesu beurteilt werden müssen, so ist die nächste Frage: unter welchem Gesichtspunkt erscheint uns jetzt die Person und das Leben Jesu selbst? Um diese Frage zu beantworten, dazu gehört eine Kraft, die den angehäuften Stoff der hierhergehörigen Untersuchungen völlig beherrscht, durch die Masse der Einzelfragen den Weg zur Hauptfrage und deren Lösung zu finden weiß; ein so gründlicher Forschungssinn, der auch das kleinste Detail, das einen Beitrag zum Ganzen liefert, richtig und an seiner Stelle würdigt, zugleich ein so überlegener Geist, der in dem Detail nicht stecken bleibt, was den Kleinhändlern hier, wie überall, begegnet, daß sie zuletzt buchstäblich den Wald vor Bäumen nicht sehen. Diese Bedingungen vereinigt Strauß mit der großen Kunst seiner Darstellung, die, was sie ergreift, ordnet und klärt. Er hatte die Sache selbst im großen begonnen, als er vor einem Menschenalter die Kritik der evangelischen Geschichte gab und dabei auch aus den vorangegangenen theologischen Untersuchungen die Summe oder, besser gesagt, die Differenz zog, denn es war eine negative Summe. Dann kam Baur, selbst angeregt von dem Werke seines Schülers, und stellte die notwendige Forderung, daß die Kritik der Geschichtschreiber der kritischen Darstellung der Geschichte selbst vorausgehen müsse: hier eröffnet er ein neues Feld der Untersuchung, auf dem er der Meister ist und wohl für alle Zeiten bleiben wird; denn er hat dieses Feld so bearbeitet, daß er es für die Geschichte urbar gemacht hat und man deutlich sieht, wie die christliche Glaubensentwicklung, auch die dogmatische, mit der ersten Glaubensurkunde ansetzt.

Nichts ist natürlicher als diese Folge: erst die Quellenkritik, dann die Geschichte; erst die Kritik der Geschichtschreiber Jesu, dann die darauf gegründete Darstellung des Lebens Jesu. Nichts ist natürlicher als die Anwendung dieses ersten

Digitized by Google

Grundsatzes der wissenschaftlichen Geschichtsforschung auch auf die biblische Geschichte. Aber es ist auch ebenso notwendig, daß man bei dem ersten Gliede der Forderung nicht stehen oder gar stecken bleibt, sondern wirklich zu dem zweiten fortschreitet, sonst könnte man am Ende über lauter Quellenkritik, die doch nur Instrument zur Geschichtserkenntnis ist, die Geschichte selbst vergessen. Untersuchungen, welche die fruchtbarsten sein können, würden auf diese Weise die unergiebigsten. Weil man in der Kritik noch zu tun hat, so läßt man die brennende Frage brennen, bis sie verkohlt. Man wird in der Kritik immer zu tun haben, und wenn hier auf den Aktenschluß gewartet werden soll, so bleibt die Hauptsache vertagt bis zu den griechischen Kalenden. Das könnte zuletzt ein willkommenes Mittel werden, sie überhaupt zu vermeiden, das heißt sie in der Verfassung zu lassen, in der sie sich ohne Kritik befindet. Nichts könnte die Kritik bei ihren Gegnern populärer machen als diese Aussicht.

So notwendig die erste Frage, betreffend die Geschichtschreiber Jesu, vorausgehen muß, so notwendig muß die zweite Frage, betreffend die Person und Geschichte Jesu selbst, folgen. Das ist die Aufgabe, die sich Strauß in seinem neuen Werke setzt. Was ist an den Geschichtschreibern, die das Leben Jesu dargestellt haben? Was also ist an der Geschichte Jesu selbst? Und wenn sich nun zeigen sollte, daß in der Geschichtsdarstellung Ungeschichtliches oder geschichtlich Unmögliches enthalten ist, so ist klar, daß die Geschichte selbst einen Rest bildet, vielleicht einen kleinen, der den tatsächlichen Kern ausmacht. Und hier entsteht eine dritte Frage, mit deren Auflösung erst die Kritik ihre Probe besteht: wie ist zu dem Geschichtlichen das Ungeschichtliche hinzugekommen? Wie ist aus dieser Geschichte diese Geschichtsdarstellung hervorgegangen: unter welchen Bedingungen, aus welchen Motiven? Nachdem man aus der Geschichtsdarstellung die Geschichte selbst erklärt und gleichsam herausgeschält hat, ist es notwendig, aus der Geschichte wieder die Geschichtsdarstellung mit ihren ungeschicht-

Digitized by Google

lichen Bestandteilen zu erklären und in ihrer Entstehung darzutun.

IV.

Damit haben wir die Aufgaben unsers Werks deutlich vor uns und zugleich den Einblick in seine Komposition. Strauß ist ein Meister im Ordnen. „Das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß" ist die Aufgabe des ersten Buchs, „die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung" die des zweiten. Beiden voran geht die Quellenkritik, die Evangelienfrage, „die Evangelien als Quellen des Lebens Jesu". Im Vordergrunde steht die Aufgabe des Ganzen, das Leben Jesu als Problem und die verschiedenen Arten, wie man theologischerseits versucht hat, diese Aufgabe zu lösen. Diese beiden Punkte, das Leben Jesu als Problem und die Evangelienkritik, bilden die Einleitung. Dann folgen die beiden Bücher.

Hieraus erhellt in der Vergleichung mit dem frühern Werk die Eigentümlichkeit des gegenwärtigen. Dem äußern Umfange nach geringer, ist es dem Inhalte nach umfassender und erschöpfender. Es ist bereichert und fundiert durch die Untersuchungen der Zwischenzeit, insbesondere durch die Forschungen Baurs und seiner Schule. Das erste Werk war gerichtet auf die ungeschichtlichen Bestandteile in den Darstellungen vom Leben Jesu und auf die Erklärung derselben aus dem mythischen Gesichtspunkte; es operierte, wie sich Strauß selbst ausdrückt, von außen nach innen, von der Schale nach dem Kern, es ließ die geschichtlichen Bestandteile dahingestellt, es fand keinen Ort, diese kleinen Restziffern, die übrigblieben, zu summieren; es verfuhr analytisch. Umgekehrt das neue Werk. Es dringt durch die Evangelienkritik hindurch zum Kern der Geschichte, es geht von diesem Kern fort zu der ungeschichtlichen Darstellungsweise und zeigt, wie sich diese an jenen Kern ansetzt; es verfährt synthetisch.

In dieser Verfassung hat mich das vorliegende Werk oft an das große Beispiel der Kantschen Kritik erinnert, der

Digitized by Google

überhaupt als voranleuchtendem Gestirne unser kritisches Zeitalter gefolgt ist. Die Grundfrage der kritischen Philosophie ging auf die Quellen der Erkenntnis, um danach die Erkenntnis selbst auszumachen, ihre Grenzen festzustellen, die mögliche von der unmöglichen zu unterscheiden, die letztere in ihrer Entstehung zu erklären aus dem „transzendentalen Schein", wie Kant diese unvermeidliche Täuschung der menschlichen Vernunft nannte, welche das Übersinnliche für ein vorhandenes Objekt nimmt; zugleich diesen Schein zu zerstören. Ganz ähnlich verfährt hier die kritische Theologie. Ihre Grundfrage geht auf die Quellen der Geschichte Jesu, um danach diese Geschichte selbst auszumachen, ihre Grenzen festzustellen, die mögliche Geschichte von der unmöglichen zu unterscheiden, die letztere in ihrer Entstehung aus einem religiösen, in der Glaubensverfassung jener Zeit ebenfalls unvermeidlichen Schein zu erklären; zugleich diesen Schein zu zerstören.

Aus dieser Beschaffenheit des Werks, die wir dargelegt haben, wird nun der Leser selbst beurteilen können, was es für eine Bewandtnis haben muß mit der Wendung, die Strauß ihm gibt: „für das deutsche Volk bearbeitet". In dieses Wort und das von den Lichtfreunden und Deutschkatholiken wird sich der Ärger manches Rezensenten verbeißen. Und das „Volk" ist ein großer Bissen, an dem man lange zu kauen hat. Ein solches Werk ist natürlich nicht für die Masse geschrieben. Auch ist diese Neigung dem Verfasser dieses Werks ebenso gründlich fremd als die Illusion, er könnte durch solche Untersuchungen auf die Masse wirken. Das „deutsche Volk", für welches er geschrieben, ist ihm „das Volk der Reformation", dem es in der Religion nicht um den Schein, sondern um die Sache zu tun ist, um die Wahrheit im Glauben, also auch um die religiöse Erkenntnis, mit einem Worte, um das Gegenteil der Selbsttäuschung. Dieses war in der Tat das tiefste und gründlichste Motiv in der Erzeugung des Protestantismus. Und wenn Strauß mit seinem Werk, das den Zweck hat, in unsern Glaubensobjekten Wahrheit und Schein so

Digitized by Google

klar und scharf als möglich zu sondern, sich an diejenigen wendet, in denen der religiöse Wahrheitssinn lebendig ist, so denkt er sich ein Publikum, von dem hoffentlich die Theologen und Gelehrten nicht ausgeschlossen sind, das sich aber noch weniger bloß auf diese Klassen beschränkt. Es ist leicht möglich, daß dieser Wahrheitssinn und das von ihm inspirierte Erkenntnisbedürfnis ein weit geringeres Publikum zählt als die Theologie und die Gelehrsamkeit. Und da ein Menschenkenner wie Strauß von dieser Erfahrung gewiß sehr durchdrungen ist, so bin ich überzeugt, daß er „das deutsche Volk", für welches er schrieb, sicherlich nicht nach der Zahl geschätzt hat.

In seinem frühern Werke hatte er sich ausschließlich bloß an die Theologen und Gelehrten gerichtet, geflissentlich darauf bedacht, seine Untersuchungen im esoterischen Kreise zu halten. Sein „Leben Jesu" hat deshalb nicht weniger Verbreitung gefunden, vielleicht gerade deshalb um so mehr. Wenn er jetzt für ernste, wahrheitsbedürftige, erkenntnisfähige Leser schreibt, gleichviel ob innerhalb oder außerhalb der gelehrten Zunft, so ist seine Aufgabe nicht, den esoterischen Inhalt ins Exoterische zu übersetzen, wobei gewöhnlich das Beste zurückbleibt, so kann er nicht in der gewöhnlichen und schlechten Weise popularisieren, welche die abgepflückten Resultate, so gut es geht, für den Geschmack der Leute zurechtmacht, sondern er muß sich vorgenommen haben, die Leser in die Untersuchungen selbst einzuführen und durch dieselben zu den Ergebnissen kommen zu lassen, unbekümmert darum, wie viele den schwierigen Weg aushalten. Jedermann sieht, daß bei einer solchen Arbeit der Verfasser sich selbst erschwert, was und so viel er dem Leser erleichtert, ohne ihn in der Sache zu verkürzen. Ein solches Buch zu schreiben ist bei weitem schwieriger als die gelehrte Manscherei, womit die Thebaner vom Metier ihre Bogen füllen. Aber es ist auch unmöglich, daß ein Buch wie dieses, welches von Grund aus belehren will, jemals, wie beispielsweise das „Leben Jesu" von Renan, zur Groschenliteratur herabsinkt.

Digitized by Google

V.

Die Frage selbst, von welcher die ganze, in ihrem Verlauf vielverzweigte Untersuchung ausgeht, ist eine höchst einfache. Wir wollen das Leben Jesu bei aller seiner göttlichen Erfüllung als eine menschliche und darum natürliche Entwicklung vorstellen. Diese Entwicklung an einem Punkte durchbrechen und aufheben, heißt sie überhaupt illusorisch machen. Dann aber muß folgerichtig überhaupt die menschliche Realität Jesu in Frage gestellt, zur bloßen Scheinmenschlichkeit verflüchtigt, das heißt doketisch gemacht werden. Und eine solche Vorstellung widerspricht nicht bloß unsern natürlichen Begriffen, sondern selbst den Forderungen des Glaubens.

Nun sind in dem Leben Jesu, wie es uns dargestellt wird, eine Menge Bestandteile enthalten, die der natürlich-menschlichen Entwicklung vollkommen widersprechen, also die Vorstellung derselben unmöglich machen. Hier liegt das Problem. In dem Leben Jesu selbst, wie es geschichtlich verlaufen ist, können diese schlechterdings supranaturalen Tatsachen nicht stattgefunden haben, sie sind also nicht geschichtliche Tatsachen. Wie kommen sie in die Darstellung vom Leben Jesu? Hier wird das Problem zur Evangelienfrage, und mit dieser Frage kommt die wissenschaftliche Theologie zuerst in eine peinliche Lage. Sie bejaht die natürlich-menschliche Entwicklung Jesu, das heißt sie verneint deren supranaturales Gegenteil, das Wunder; sie bejaht zugleich die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte, das heißt sie verneint, daß sie ungeschichtliche Bestandteile haben. Was also die evangelischen Geschichtschreiber erzählen, darf nicht ungeschichtlich, darum auch nicht wunderbar oder supranatural sein. Im Gegenteil, alle diese erzählten Tatsachen sind wirklich geschehen, sie sind weit entfernt, Wunder zu sein, sie sind als solche kaum den Evangelisten vielmehr den Erklärern derselben erschienen; die Wunder in der Lebensgeschichte Jesu sind Erzeugnisse einer falschen Evangelienerklärung. Es handelt sich also nur darum, diese Erklärung zu berichtigen, an die Stelle der übernatürlichen Er-

Digitized by Google

klärungsweise die natürliche zu setzen, und das Problem ist gelöst. Man weiß, daß diesen Gesichtspunkt Paulus bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt und eben dadurch so bloßgelegt hat, daß die Unmöglichkeit dieser Erklärungsweise jedem einleuchtet. Sie nennt sich die natürliche, sie ist in Rücksicht der biblischen Erzählungen die unnatürlichste der Welt. Was der Evangelist erzählt und erzählt haben will, ist ein übernatürliches Ereignis; was der Exeget daraus macht, ist nicht bloß eine natürliche, sondern in den meisten Fällen eine höchst ordinäre Begebenheit, die sich zu der biblischen verhält, wie der weiße Rock zum Engel. Es hilft in der Sache wenig, wenn man diese natürliche Erklärungsweise im Grunde beibehält und nur in der Ausübung verfeinert. Soweit als nur immer es geht, will man die erzählten Tatsachen als geschichtliche gelten lassen, also auch als möglichst natürliche Begebenheiten, aber als solche, die außerordentlicher Art sind. So werden die höhern Naturkräfte, die unmittelbaren Geisteswirkungen, die beschleunigten Naturprozesse und dergl. eingeführt, um die Wunder erklärbar zu machen, das heißt ihnen den supranaturalen Charakter zu nehmen, also in ihrer eigentlichen Bedeutung als Wunder zu verneinen. Mit dieser Erklärungsweise kommt man den evangelischen Tatsachen nicht bei. Was die Evangelisten in der Tat erzählen wollen, sind nicht außerordentliche Begebenheiten vermöge höherer Naturkräfte, sondern wunderbare Begebenheiten vermöge göttlicher Kräfte; nicht uneigentliche, sondern eigentliche Wunder. Und selbst zugegeben, daß eine solche Erklärungsweise an einigen Stellen hilft, an so vielen andern Stellen hilft sie nicht. Sie mag zur Not mit dieser oder jener Heilung fertig werden, mit den Totenerweckungen z. B. wird sie nicht fertig, hier muß sie zum Scheintod ihre Zuflucht nehmen, also in das grobe Gleis der natürlichen Erklärungsweise zurückkehren.

Digitized by Google

VI.

Kann man nun die Wunder im Leben Jesu als geschichtliche Tatsachen nicht einräumen, kann man sie als erzählte Tatsachen in den Darstellungen des Lebens Jesu ebensowenig leugnen, so bleibt nur eins übrig: daß man in der evangelischen Geschichte ungeschichtliche Bestandteile anerkennt. Welches sind diese ungeschichtlichen Bestandteile? Woher rühren sie? Wie sind sie motiviert? Hier wird die Evangelienfrage zur Evangelienkritik. Und zwar sind es drei Gründe, welche die Anerkennung solcher ungeschichtlichen Bestandteile erzwingen: 1. Die Evangelien erzählen sämtlich wunderbare Begebenheiten, also Dinge, die so, wie sie erzählt werden, unmöglich geschehen sein können; 2. sie sind in so vielen Punkten miteinander in Widerstreit; 3. sie sind an einigen Stellen in Widerstreit mit der bekannten und vollkommen beglaubigten Geschichte.

Zugleich leuchtet jedem Unbefangenen ein, daß auch die ungeschichtlichen Bestandteile der Evangelien, die wunderbaren Begebenheiten in gutem Glauben erzählt werden, daß sie nicht wirkliche, auf Täuschung berechnete Erfindungen, sondern religiös motivierte Vorstellungen sind, welche den Geist und die gläubige Phantasie der evangelischen Geschichtschreiber erfüllen. Sie sind religiöse Dichtungen, Mythen, wie Strauß sie nennt, ausgebildet hauptsächlich durch die messianischen Zeitvorstellungen, die unwillkürlich auf die Person Jesu als den geglaubten Messias übergehen.

War Jesus der verheißene Messias, so mußte er alle die Bedingungen erfüllen oder erfüllt haben, die als Kriterien der messianischen Wirksamkeit im Glauben der Zeit galten. An die Stelle der natürlichen Erklärungsweise tritt die mythische. Diesen Gesichtspunkt auf das Leben Jesu umfassend angewendet und hier methodisch durchgeführt zu haben, ist die Bedeutung des ersten Straußischen Werks. In der Person Jesu die natürlich-menschliche Entwicklung vorausgesetzt, erscheint die evangelische Lebensgeschichte Jesu als ein Rätsel. Die

Digitized by Google

supranaturale Erklärungsweise widerspricht der Voraussetzung; die natürliche Erklärungsweise teilt die letztere, aber kann das Rätsel nicht lösen; darin besteht diesen beiden Erklärungsweisen gegenüber die wissenschaftliche Stärke der mythischen, daß sie eine wirkliche Auflösung gibt, aber zugleich mit dieser Auflösung neue Probleme erweckt.

Sind nämlich die evangelischen Berichte in so vielen Zügen ungeschichtliche Darstellungen des Lebens Jesu, so können sie unmöglich dieses Leben nach der Natur geschildert haben, so können sie nicht unmittelbar von Augenzeugen desselben, nicht direkt von Aposteln oder Apostelschülern herrühren, so muß zwischen der Abfassung, in der sie uns vorliegen, und der Erscheinung Jesu ein Zeitraum verflossen sein, der die geschichtlichen Züge verdunkeln und die ungeschichtlichen erzeugen konnte, so ist mit der Glaubwürdigkeit der Evangelien auch deren Echtheit in Frage gestellt. Solange diese Echtheit unbedingt gilt, muß man die Übereinstimmung der evangelischen Schriften fordern und gegenüber den Widersprüchen, die in der Tat vorhanden sind, diese Übereinstimmung erzwingen und erkünsteln durch allerhand harmonistische Versuche. Jetzt stellen sich die Fragen anders. Jetzt handelt es sich darum, die Entstehung und Komposition dieser Schriften im einzelnen zu erklären, jede in ihrer Eigentümlichkeit zu erkennen aus den Glaubensmotiven der urchristlichen Zeit, als deren literarische Produkte sie jetzt begriffen sein wollen. Das sind die kritischen Probleme, die nach Strauß' „Leben Jesu" in den Vordergrund treten, die zu ihrer Lösung die historisch-kritischen Untersuchungen fordern, in denen Baur auf eine so bewunderungswürdige Weise erleuchtend gewirkt hat.

VII.

Die Hauptfrage der historischen Kritik in Rücksicht auf das Leben Jesu betrifft das vierte Evangelium. Zwischen diesem und den drei andern ist die Differenz die größte. Ihm gegenüber erscheinen die letztern in einer solchen gegenseitigen Über-

Digitized by Google

einstimmung, daß sie bei allen ihren Abweichungen zusammengestellt und synoptisch behandelt werden können. So entsteht die Frage: welche von beiden ist für das Leben Jesu die nächste und sicherste Quelle: die synoptischen Evangelien oder das Johanneische?

In Betreff der synoptischen Evangelien waren schon vor Strauß die kritischen Untersuchungen dahin gekommen, daß sie den unmittelbar apostolischen Ursprung derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufgeben mußten, denn ihre Entstehung und Abfassung mußte so erklärt werden, daß sich beides rechtfertigen ließ, sowohl ihre Übereinstimmung als ihre Abweichung. Offenbar lag hier eine gemeinschaftliche Quelle zugrunde, aber welcher Art? Entweder war diese gemeinschaftliche Quelle eine oder mehrere. Und die eine Quelle war entweder (nach Eichhorn) ein schriftliches oder (nach Gieseler) ein mündliches Urevangelium. Aber im ersten Falle war es ebenso schwer, die Abweichungen der Synoptiker zu erklären, als im zweiten ihre so große Übereinstimmung in Auswahl und Anordnung, selbst in der zufälligen, in den Ausdrücken, sogar in den sprachlich seltensten Worten. So sah man sich zu der zweiten Annahme genötigt, daß diese Evangelien schriftliche Aufzeichnungen mehr als eine voraussetzen, Sammlungen verschiedener Art und in ihren einzelnen Teilen von verschiedenem Wert, aus denen zuletzt die synoptischen Darstellungen des Lebens Jesu hervorgingen. Damit entfernt sich deren Abfassung immer weiter von dem Zeitalter Jesu selbst und rückt herab in die nachapostolische Zeit. Um so sicherer aber galt die unmittelbar apostolische Abkunft des vierten Evangeliums, die Johanneische Autorschaft, und die Kritik brauchte und empfahl in Rücksicht auf das Leben Jesu dieses Evangelium als ein Korrektiv der drei andern. So nahm noch Schleiermacher die Sache. Diese Ansicht galt seiner Schule als Kanon. Sie wurde durch die Richtung der Zeit begünstigt, die sich mit dem Johanneischen Evangelium in einer Art Geistesverwandtschaft fühlte und sich gern derselben be-

Digitized by Google

wußt war. Das vierte Evangelium war nicht bloß in Rücksicht auf seinen spekulativen Charakter, sondern auch in Betreff seiner geschichtlichen Glaubwürdigkeit das entschieden bevorzugte. Der einzige Angriff, den Bretschneider machte, blieb ohne Wirkung.

Die kritischen Untersuchungen der folgenden Zeit ändern in diesem Punkt die Auffassung von Grund aus; zuerst durch Strauß, der das Johanneische Evangelium für ebenso mythisch ansieht als die drei andern und unter diesem Gesichtspunkt die Evangelien sämtlich auf gleichem Fuß behandelt. Die nächste Folge ist, daß auch an diesem Punkte das Vertrauen zu wanken beginnt, daß auch in dem vierten Evangelium ungeschichtliche und darum unechte Bestandteile eingeräumt werden, daß es sich nur darum handle, das richtige Kriterium zu finden, um die echten Bestandteile von den unechten, die Johanneischen Elemente von den nicht-Johanneischen zu sondern. Ein Geschlecht von Chorizonten versucht sich an dieser Aufgabe. Der eine zieht seine Grenzlinie so, daß auf die echte Seite der Lehrinhalt und die längern Christusreden, auf die unechte die Gespräche und Erzählungen fallen; der andere so, daß er nur die Wundererzählungen und von diesen nur die unglaublichen und magischen preisgibt; ein dritter endlich erklärt die Reden für unecht und die Erzählungen für echt. Dieser dritte von jüngstem Datum ist Renan, der darin das Widerspiel zu Weiße bildet. Bei Renan gelten gerade die Bestandteile für echt, die bei Weiße für unecht gelten, und umgekehrt. Darum betrachtet Renan, der von Baurs Untersuchungen nichts weiß, die Johanneischen Erzählungen als eine sehr ergiebige Geschichtsquelle für das Leben Jesu, und wenn sich Strauß in seiner Vorrede über das Renansche Buch wohlwollend genug so ausdrückt, daß es an einigen Fehlern, aber nur an einem Grundfehler leide, so hat er diesen Punkt dabei im Auge. In seiner Erklärung der Lazaruserweckung zeigt Renan als Kritiker und Exeget, welchen Beruf er hat, das Leben Jesu zu schreiben. Die

Digitized by Google

Erzählung ist dem vierten Evangelium eigentümlich. Renan nimmt sie deshalb als Tatsache, da er das Evangelium in seinen Erzählungen als Johanneisch ansieht. Nur ist nach ihm in diesem Lazarus kein Toter erweckt worden, auch kein Scheintoter, sondern ein schon Genesener, der auf den Wunsch der Freunde und Anhänger Jesu sich in das Felsengrab legt, um auf den Ruf Jesu daraus hervorzugehen: alles in der Absicht, in Jerusalem einen gewaltigen, für die Sache Jesu ebenso nötigen als nützlichen Eindruck zu machen. Nach dieser Erklärung also ist Jesus bei der Lazaruserweckung dupiert, die Juden sind betrogen worden und die bethanischen Freunde Jesu haben eine Farce gespielt. Übernatürlich ist diese Erklärung nicht, natürlich auch nicht; was ist sie?

Um sich den Unterschied zwischen Strauß und Renan, deren Werk der Zufall der Zeit nebeneinandergestellt hat, an einem gegebenen Falle deutlich zu machen, vergleiche man z. B. die Erklärungen beider in Rücksicht der Lazaruserweckung. Renan erklärt sie so, daß von der Erzählung nichts bleibt und von der Tatsache selbst nur hohler Schein der widerlichsten Art, das heißt er erklärt nichts. Strauß erklärt sie so, daß man zwar nicht die Tatsache, wohl aber die Erzählung derselben aus dem Motive des Evangelisten und aus den Daten, die er vorfindet und kombiniert, Zug für Zug entstehen sieht, und zwar unter dem religiösen Eindruck, der selbst der Erzählung zugrunde liegt.

VIII.

Zur Einsicht in das Leben Jesu ist die evangelische Quellenkritik und zur Einsicht in den Wert der Quellen die Lösung der Johanneischen Frage die notwendige Vorbedingung. Das vierte Evangelium ist von den andern so verschieden und seiner ganzen Verfassung nach so eigentümlich, daß es einer besonderen Erklärung bedarf. Zugleich ist es so einmütig in seiner Komposition, so sehr aus einem

Digitized by Google

Gusse gebildet und in allen seinen Bestandteilen durch eine Grundidee verknüpft, daß es als ein unteilbares Ganzes alle Operationen und Versuche der Scheidekünstler zuschanden macht. Es handelt sich also darum, diese Grundidee zu erkennen und von hier aus als dem Motive des Ganzen die Komposition in ihrem gesamten Umfange und in allen ihren Bestandteilen, sowohl was deren Beschaffenheit als Folge betrifft, zu erleuchten. In der Lösung dieses Problems liegt eins der größten Verdienste Baurs. Seine Erklärung des vierten Evangeliums zeigt, was die Kritik, wenn sie ihrem Objekte kongenial ist, zu leisten vermag. Sie ist in diesem Falle eine wirkliche Reproduktion gewesen. Ähnlich wie einst Baur durch Strauß' erstes „Leben Jesu" ergriffen und zu seiner Evangelienkritik angeregt worden ist — man erkennt den Eindruck, den Baur damals empfangen, aus der Art, wie er in dem fünften Bande seiner Geschichte der christlichen Kirche über die Bedeutung jenes Werks spricht —, zeigt sich Strauß in seinem neuen „Leben Jesu" angeregt und erfüllt von Baur, insbesondere von dessen Johanneischen Untersuchungen; man erkennt diesen Eindruck am besten, wenn ich ihn selbst reden lasse:

Entweder mußte diesem Evangelium gegenüber die Kritik ihre sämtlichen Waffen zerbrechen und ihm zu Füßen legen, oder sie mußte es dahin bringen, ihm jeden Anspruch auf geschichtliche Geltung abzutun, sie mußte es als nachapostolisches Erzeugnis ebenso begreiflich zu machen wissen, wie es bisher als apostolische Schrift unbegreiflich gewesen war. Diesen Kampf aufgenommen und auf eine Weise durchgefochten zu haben, wie noch selten kritische Kämpfe durchgefochten worden sind, ist der unvergängliche Ruhm des verewigten Dr. Baur. Manche Waffe hatte er von seinen Vorgängern entlehnt, aber manche auch selbst neu gefertigt, und alle hat er mit Geschick, Nachdruck und Beharrlichkeit so lange geführt, bis der Kampf zwar nicht vor den Richterstühlen der Theologen, aber vor dem der Wissenschaft zugunsten der Kritik entschieden war .... Die Nachweisung endlich, wie der Verfasser dieses Evangeliums aus seiner Überzeugung heraus, den wahren Geist des Christentums und Christi selbst besser als die frühern im Judentum befangenen Evangelisten gefaßt zu haben, im Sinne seiner Zeit mit dem besten Gewissen die evangelische Geschichte umändern, Jesu Reden in den

Digitized by Google

Mund legen konnte, wie sie seinem fortgeschrittenen christlichen Standpunkt entsprachen; ja wie er als derjenige, der sich bewußt war, die innerste Herrlichkeit Christi erkannt zu haben und der Welt bekannt zu machen, sich sogar berechtigt glauben konnte, sich als den Schoß- und Busenjünger Jesu, wenn auch nicht ausdrücklich anzugeben, doch deutlich genug erraten zu lassen, diese Nachweisung, die Krone der Baurschen Abhandlung, ist eine großartige Probe tiefdringender, nachschaffender Kritik und muß auf jeden, der ihr zu folgen versteht, eine ergreifende, wahrhaft poetische Wirkung machen.

Das vierte Evangelium ist seiner ganzen Verfassung nach nicht darauf angelegt, eine Lebensgeschichte Jesu im Sinn einer biographischen Darstellung zu geben. Es ist unter einem bestimmten Glaubensgesichtspunkte verfaßt, den es in seiner Darstellung der Person und des Lebens Jesu durchführt und für welchen es jeden Zug seiner Geschichte wählt und transparent macht, damit er von jener Idee durchleuchtet werde. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Person Jesu nicht mehr als der jüdische Messias, auch nicht bloß als Weltheiland, sondern als das welterlösende Prinzip, als der göttliche Weltzweck oder das göttliche Schöpfungswort (Logos), als der ewige Christus, der aus der göttlichen Lichtwelt herabgestiegen und im Fleische erschienen ist, um seine Herrlichkeit im Gegensatz zur Finsternis der Welt, insbesondere der jüdischen, zu offenbaren.

Dieser Gesichtspunkt bezeichnet die höchste Steigerung, gleichsam den Superlativ der universellen, geistigen, zugleich supranaturalen Auffassung der Person Jesu. In gleichem Maße mit der göttlichen Würde seiner Person steigert sich hier auch der wunderbare Charakter seiner Erscheinung und Handlungsweise. Reden und Handlungen sind beide der Ausdruck dieser göttlichen Herrlichkeit Jesu. Beide Ausdrucksweisen sind durch dasselbe Motiv bedingt und gehören also notwendig zusammen. Die Handlungen, namentlich die Wunder, sind als Zeichen der Gottheit Jesu sinnbildlich; sie sind darum nicht weniger tatsächlich im Sinne des Evangelisten. Diese Einheit des Symbolischen und Faktischen, dieses durchgängig bedeutsame und geheimnisvolle

Digitized by Google

Geschehen, das zugleich als geschichtlicher, äußerer Vorgang angesehen sein will, bezeichnet Strauß als den mystischen Charakter des ganzen Evangeliums. Es werde in seiner Geistesart erst dann völlig verstanden, wenn man diese seine geistig-sinnliche Beschaffenheit richtig würdigt. Als das geistigste Evangelium habe es Baur betrachtet und dargetan; man müsse hinzunehmen, daß es auch in seiner Weise das sinnlichste sei.

Seiner Grundidee nach ist das vierte Evangelium unter allen neutestamentlichen Schriften die am meisten antijüdische. Es steht in dieser Richtung am weitesten ab von der Johanneischen Offenbarung. Diese ist jüdischer als selbst das erste Evangelium; das vierte Evangelium ist antijüdischer als selbst Paulus. So bilden dieses Evangelium und die Offenbarung in der Reihe der neutestamentlichen Vorstellungsweisen entgegengesetzte Pole. Unmöglich können beide von einem Verfasser herrühren. Auch die Schreibart, auch die Beschaffenheit des Griechischen in beiden Schriften zeugt dagegen. Unmöglich, daß derselbe Verfasser erst das Evangelium, dann die Offenbarung geschrieben habe (Luthardt), undenkbar auch der umgekehrte Fall (Hase); so wenig — um Strauß' anschauliches Beispiel zu wiederholen — der „Messias" und „Nathan der Weise" denselben Verfasser haben können, so wenig kann ein und derselbe Mann die Apokalypse und das vierte Evangelium geschrieben haben. Die Einsicht in diese Unmöglichkeit nennt Strauß eins der sichersten Ergebnisse der Kritik. In diesem Obersatz stimmen Schleiermacher und Baur überein. Nicht in dem Untersatz. Schleiermacher nimmt das Evangelium als Johanneisch, die Tübinger Schule die Offenbarung, von der sich mit unumstößlicher Gewißheit nachweisen läßt, daß sie unter Galba, also in der zweiten Hälfte des Jahres 68, verfaßt sein muß. Dagegen die Abfassung des Evangeliums weist nach allen Anzeichen auf einen Zeitpunkt hin, der von der Abfassung der Offenbarung um ein Jahrhundert entfernt ist. Es er-

Digitized by Google

scheint zum erstenmal förmlich angeführt durch Theophilus von Antiochien gegen 180. Eins der sichersten Indizien für die Zeit seiner Entstehung gibt der kirchliche Streit über den Tag der Passahfeier. Nach dem Evangelium ist Jesus an dem Tage der jüdischen Passahfeier (selbst als das Passahlamm; so will es das dogmatische Interesse dieser Glaubensschrift) gestorben, das heißt am 14. Nisan, und am Tage vorher hat er das letzte Mahl mit seinen Jüngern gehalten. Nach den andern Evangelien ist dieses letzte Mahl das Passahmahl selbst. Über diesen Punkt, den Tag der Passahfeier, entsteht in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein kirchlicher Streit; die kleinasiatischen Gemeinden feiern den Tag nach jüdischer Sitte am 14. Nisan. Polykarp erklärt, daß er mit Johannes, seinem Lehrer, an diesem Tage die Feier gehalten habe. Unmöglich kann derselbe Johannes ein Evangelium geschrieben haben, welches Jesum an diesem Tage sterben (als Passahlamm geopfert werden) läßt. Unmöglich kann Polykarp dieses Evangelium gekannt haben, als er jene Erklärung in seinem Brief an den römischen Bischof gab. Wenn dann später Apollinaris bemerkt, daß die Evangelien einander widersprechen würden, wenn die kirchliche Partei des 14. Nisan (die Quartodezimaner) sich mit Recht auf Matthäus beriefen, so kann er keinen andern Widerspruch gemeint haben, als zwischen dem vierten Evangelium und den andern, so muß er jenes bereits gekannt haben, und es scheint daher während des Passahstreits entstanden und hervorgetreten zu sein, also in den Jahren von 160—175.

So summiert sich die Evangelienkritik in folgendes Ergebnis. Geschichtsquellen im korrekten Sinne sind die Evangelien nicht, am wenigsten das vierte, welches am spätesten entstanden ist und den historischen Gesichtspunkt ganz durch den dogmatischen bestimmt. Im Vergleich mit dem Johanneischen Evangelium haben die synoptischen den größern geschichtlichen Wert, aber auch sie entstehen durch Überarbeitungen, deren Material im Anfang des zweiten Jahrhunderts

Digitized by Google

vorhanden ist. Auch in ihnen ist die Art der Überarbeitung durch dogmatische Interessen motiviert, sie sind Glaubensschriften mehr als Geschichtsquellen; sie tragen die deutlichen Spuren der ersten einander entgegengesetzten Glaubensrichtungen, der judenchristlichen und heidenchristlichen, des partikularistischen und universellen, des petrinischen und paulinischen Christentums. Und zwar erscheint das erste Evangelium, ursprünglicher als die folgenden (also das relativ ursprünglichste), am meisten judenchristlich gefärbt; das dritte so, daß es die judenchristliche Vorstellungsweise durch die heidenchristliche (pauliniſche) ergänzt; das zweite so, daß es beide Gegensätze geflissentlich neutralisiert und abstumpft, also die beiden andern Evangelien (Matthäus und Lukas) unmittelbar voraussetzt.

IX.

Unter diesem Urteil über den Wert der Evangelien als geschichtlicher Quellen des Lebens Jesu wird nun die Frage beantwortet: Was ist an dieser Geschichte selbst? Um diese Frage zu lösen, muß von der dargestellten Geschichte abgezogen werden, was unter bestimmten Glaubensgesichtspunkten das dogmatische Interesse der Geschichte Jesu hinzugefügt oder in dieselbe hineingetragen hat; die wirkliche Geschichte und die geglaubte decken einander nicht, sie schließen nur einen kleinen Teil ein, der beiden gemeinsam ist. Innerhalb dieser Sphäre ist der Kern des Tatsächlichen aufzufinden. Die geschichtliche Möglichkeit gibt die weiteste Grenze. Innerhalb derselben werden die einzelnen Züge mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit bestimmt; es sind „die kleinen Restziffern", die als Posten vorsichtig und behutsam aufgeführt werden; die imaginären Größen kommen nicht in Rechnung, es wird dabei nicht verhehlt, daß unter den rationalen Größen sich noch manches X befindet. Was der von den alttestamentlichen Typen des Messiasideals erfüllte oder von den bestimmten Richtungen und dogmatischen Interessen der urchristlichen Zeit motivierte Glaube in der Person

Digitized by Google

und dem Leben Jesu vorgestellt und durch diese Vorstellung daraus gemacht hat, ist ein ideales Gebilde der religiösen Phantasie, eine Glaubensdichtung oder, wie Strauß früher und auch jetzt diese Form nennt, ein Mythus. Strauß nimmt dieses Wort jetzt in einem erweiterten Sinn, der auch den Standpunkt Baurs einschließt und diesem die Möglichkeit nimmt, sich der mythischen Ansicht, als ob er etwas wesentlich anderes wäre, entgegenzusetzen. Dem Mythus entgegen steht die geschichtliche Tatsache. Diese aber ist es nicht, die Baur ihm entgegenzusetzen hat, sondern er entdeckt in der Umbildung der geschichtlichen Tatsachen und der Ausbildung ungeschichtlicher die dogmatische Tendenz, die bestimmte Glaubensrichtung und das bestimmte Glaubensinteresse als einen zeugenden Faktor. In diesem Punkte ist Strauß mit ihm einverstanden. Nur findet er, daß dadurch der Mythenbildung im Resultat kein Abbruch geschieht. In jedem Fall haben wir statt der geschichtlichen Tatsache die religiöse Dichtung, das heißt eine ungeschichtliche Tatsache, deren Vorstellung religiös motiviert ist: eine Vorstellung, die aus dem Glauben erzeugt ist und selbst Glauben erzeugt, gleichviel ob sie sich unwillkürlich gebildet hat oder absichtsvoll komponiert worden. In jedem Fall schließt sie in ihrem Urheber das historisch-kritische Bewußtsein aus, und nur wenn dieses dabei gegenwärtig und also geflissentlich unterdrückt wäre, hätten wir keinen Mythus mehr, keine Dichtung, sondern statt derselben — die Täuschung.

Wir haben unsere Leser über die Aufgabe des vorliegenden Werks zunächst genau orientieren wollen. Darum haben wir so ausführlich über seine Entstehung, seinen Standpunkt, seine Grundlagen gehandelt; wir müssen uns für jetzt versagen, weiter in die einzelnen Untersuchungen und in die Endresultate einzugehen, die man am besten aus dem Buche selbst erfährt. Es gibt dem Leser selbst die Probe seines sachlichen Werts. Was es als geschichtliche Tatsache in dem Leben Jesu aus deutlichen und klaren Gründen ver-

Digitized by Google

neint, das muß es aus ebenso deutlichen und klaren Gründen als ungeschichtliche Tatsache, das heißt als religiöse Dichtung erklären können. Was als geschichtliche Tatsache genommen unbegreiflich bleibt, das muß als Dichtung betrachtet, aus religiösen Glaubensmotiven hergeleitet, erst begreiflich und einleuchtend werden. Diese Erklärung ist die Probe, welche die Wissenschaft von einem solchen Werke fordert. Und da wir unmittelbar nacheinander Renan und Strauß über das Leben Jesu gelesen haben, begierig, wie weit bei beiden die Kraft weniger ihrer Verneinung als ihrer Erklärung reicht, so haben wir zwei Probestücke erlebt, ein negatives und ein positives, von denen uns das erste die Erklärung und Lösung der Probleme ebenso gründlich entbehren läßt, als das zweite sie gewährt.

Digitized by Google

Voltaire, dargestellt von Strauß.*)
1870.

I.

Das Buch, welches Voltaire zu seinem Thema und Strauß zu seinem Verfasser hat, übt schon durch seinen Titel eine doppelte Anziehungskraft. Denn wieviel auch heut über literarische Personen geschrieben wird, so geschieht es doch selten, daß wir Literaturbilder aus der Meisterhand eines großen schriftstellerischen Künstlers empfangen. Ein Mann wie Voltaire, der ein Zeitalter bedeutet und wie kaum ein zweiter eine Art europäischer Herrschaft in der Literatur ausgeübt hat, verdient richtig gekannt und beurteilt zu werden. Weil in den gebildeten Weltkreisen des vorigen Jahrhunderts eine ganze Richtung der öffentlichen Denkweise und des Geschmacks von diesem Mann ausging und regiert wurde, so hängt sehr viel davon ab, ob man von Voltaire eine richtige Vorstellung hat oder nicht. Ein traditionelles Bild von ihm haben die meisten, aber es ist namentlich in Deutschland von der ungünstigsten Seite genommen; moralischer und patriotischer Widerwille, die nicht ohne Grund gegen Voltaire aufgeregt wurden, haben das ihrige dazu getan, um sein Bild bis zur äußersten Karikatur zu verunstalten. Seitdem Voltaire die Liebe und Gastfreundschaft eines unserer glorreichsten und populärsten Könige mit mancherlei schlimmem Undank vergolten hat, ist es in Deutschland populär, von Voltaire am liebsten nichts zu sehen als die Fratze, und sich mit dieser zu ergötzen. Das beste Mittel gegen die engen, ununterrichteten und vielfach falschen Vor-

*) Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Leipzig 1870.

Digitized by Google

stellungen der Tradition ist ein umfassendes und naturwahres Bild des merkwürdigen Mannes, das keinen seiner Züge verbirgt, keinen imposanter, aber auch keinen häßlicher und verzerrter gibt, als er in Wirklichkeit war. Wo eine Rettung not tut, ist sie nur auf diese Weise möglich. Man muß falsche Vorstellungen berichtigen, nicht aber, wo in der Tat Charakterschwächen und Charakterflecke vorhanden sind, den Schein erzeugen, als ob sie nicht da wären. Wir haben Tagesschriftsteller, die es dem großen Lessing in Rettungen nachtun möchten, nur haben sie eine andere Methode; sie retten mit Fleckwasser, sie stehen vor dem Fleck, wo er in der Tat sitzt, und wenn sie mit dem wundertätigen Wasser ihrer Worte darüber weggefahren sind, rufen sie aus: wie rein! Einen Augenblick nachher ist der alte Fleck wieder da.

Bekanntermeise ist das nicht die Art, wie Strauß die Dinge behandelt, da bei ihm die Absicht, den Gegenstand in seiner menschlichen und geschichtlichen Wahrheit ohne Abbruch und Zutat erscheinen zu lassen, der einzige Beweggrund ist, warum er ihn darstellt. Welchen Gegenstand er zu diesem Zweck ergreift, ist bei ihm, wie es echte Künstler mit ihren Stoffen zu halten pflegen, eine Wahl aus Neigung. Man könnte fragen: welche Neigung ihn auf Voltaire geführt habe, da in Rücksicht der persönlichen Charakter- und Gemütsart der Gegensatz beider nicht größer sein kann, als er ist. Wahrscheinlich würde sich Strauß in seiner früheren Periode eher abgeneigt, als aufgefordert gefühlt haben, ein Buch über Voltaire zu schreiben. Jetzt dagegen begreift sich wohl, was ihn an Voltaire gefesselt hat. Jene früheren Werke, die seinen Namen weltberühmt gemacht haben, das Leben Jesu und die christliche Glaubenslehre, waren Taten der zurückgezogenen Wissenschaft, der philosophischen, kritischen und gelehrten Forschung, die sich gern im esoterischen Kreise hielten. Die Schriften des letzten Dezenniums, das erneuerte Leben Jesu, das Buch über Reimarus, das Schrift-

Digitized by Google

chen über Lessings Nathan, die vernichtende gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtete Streitschrift: „Die Halben und die Ganzen", die Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte", sind Taten der Aufklärung, die nach außen gehen und das Licht der Wissenschaft hoch auf den Scheffel stellen, damit es in die religiösen Weltzustände hineinleuchte. Hier ist nun der Punkt, unter welchem Voltaire dem deutschen Denker weit bedeutungsvoller, mächtiger und selbst in gewissem Sinne verwandter erscheinen mußte als je vorher. Das vorige Jahrhundert würde nicht das der Aufklärung heißen, wenn es keinen Voltaire gehabt hätte; war er auch nicht zur Erzeugung der aufklärenden Ideen der bahnbrechende und leitende Kopf, so war er doch zu deren Verbreitung unter allen Schriftstellern jenes Zeitalters das fähigste, schlagfertigste, wirksamste und nachhaltigste Werkzeug von einer rastlosen Rührigkeit. Er war es vor allem für die religiöse Weltaufklärung, wie sie dem vorigen Jahrhundert entsprach, die gesellschaftlichen Bildungskreise durchdrang und publizistisch vorbereitet sein wollte. Dieser Publizist war Voltaire. Mehr noch als in seinen Dichtungen liegt in dieser Wirksamkeit der eigentliche Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Macht und weltgeschichtlichen Bedeutung. Hier vereinigen sich in ihm Talent und Mission. Wie frivol in vieler Hinsicht Voltaire war und sein konnte, wie wenig seine Gedanken gemacht waren, sich nach der Richtschnur eines Systems zu ordnen, so war es ihm doch mit dem Kampfe gegen den Glaubenszwang, den hierarchischen Druck und die Bigotterie in jeder Form leidenschaftlicher und gewaltiger Ernst. Sein Leben selbst gibt dafür eine große und in ihrer Art seltene Bürgschaft. Denn mit dem fortschreitenden Alter, wo die Menschen nach einiger jugendlichen Freigeisterei gewöhnlich wieder zahm und altgläubig zu werden pflegen, zeigte sich Voltaires religiös aufgeklärte Denkweise immer entschiedener, in ihrem polemischen Charakter immer ausgeprägter und

Digitized by Google

bestimmter, zum Kampf mit den Gegnern immer kraftvoller und bereiter. In den letzten Jahrzehnten seines Greisenalters als „Patriarch von Ferney" hat er die Sache der religiösen Aufklärung am nachdrücklichsten und erfolgreichsten mit unermüdlichem Eifer geführt. Hier ist die achtungswürdigste, weil charaktervollste Seite Voltaires, und ich irre wohl kaum, wenn ich es diesem Umstand zuschreibe, daß der Verfasser des Lebens Jesu Voltaire zum Gegenstand seiner Feder gemacht hat. Nehmen wir, daß Strauß den Höhepunkt der religiösen Aufklärung dieses Jahrhunderts bemeistert und sich zu seinem Zeitalter in derselben Richtung herrschend verhält, in welcher Voltaire dem vorigen Jahrhundert gegenüber im Grunde nur dienend war, so können wir sicher sein, daß der Verfasser des vorliegenden Buches den günstigsten Gesichtspunkt hat, um Voltaire so groß und so klein zu sehen, als er in Wirklichkeit war.

Ohne allen literarischen Ballast, diese alexandrinische Schleppe, welche die „gelehrten" Stoffsammler unseres Zeitalters aus Mangel an Geist hinter sich herziehen, gibt uns Strauß in der Weise der anmutigsten, wohlgeordneten, behaglich fließenden Erzählung ein vollständiges Lebensbild Voltaires. Es bringt den reichhaltigen, durch fast drei Menschenalter ausgedehnten biographischen Stoff in vier natürliche Gruppen, die er auf sechs Vorträge so verteilt, daß die beiden vorletzten der Betrachtung Voltaires in seiner schriftstellerischen Tätigkeit, in seiner philosophischen und theologischen Bedeutung gewidmet sind. Der erste Lebensabschnitt umfaßt in einem Zeitraum von 32 Jahren (1694—1726) die Jugend, der vierte in den beiden letzten Dezennien (1758—1778) das Greisenalter Voltaires; die Grenzscheide der beiden mittlern ist durch das Jahr 1749 bezeichnet, den Zeitpunkt, in welchem Voltaires Verhältnis zur Marquise du Châtelet mit dem Tode der letztern endet. Epochemachend als Ende der Jugendperiode und geistige Grundlegung des männlichen Alters ist Voltaires dreijähriger

Digitized by Google

Aufenthalt in England (1726—1729); den biographischen Mittelpunkt des zweiten Lebensabschnittes bildet das für die Sitten jener Zeit charakteristische Verhältnis mit der Marquise du Châtelet, die neben einer konventionalen Ehe erst zwei Liebschaften hat und dann eine Wahlverwandtschaft mit Voltaire eingeht, mit dem sie gemeinschaftlich größtenteils auf ihrem Schlosse Cirey in der Champagne lebt. Diese Frau erbte gleichsam sämtliche frühere Geliebten Voltaires, und abgesehen von der frivolen und spezifisch französischen Natur des ganzen Verhältnisses, hat die Marquise du Châtelet in dem geistigen Leben Voltaires eine ähnliche Bedeutung wie Frau von Stein im Leben Goethes. Für den dritten Lebensabschnitt ist biographisch nichts wichtiger und interessanter als Voltaires Freundschaftsbund mit Friedrich dem Großen, sein fast dreijähriger Aufenthalt (Juli 1750 bis März 1753) am Hofe des Königs, die durch Voltaire verschuldeten Konflikte, die ihm zuletzt die Entfernung willkommen machten und den König am Ende so weit trieben, daß er den bewunderten Mann in Frankfurt a. M. gewaltsam festhalten und ihm alle Zeichen der königlichen Gunst und des persönlichen Vertrauens abnehmen ließ. Den erquicklichsten und größten Eindruck in Voltaires langem Leben machen die letzten zwanzig Jahre in Ferney bei Genf, seine Patriarchenzeit, wo er in idyllischer Muße und rastloser Tätigkeit um sich her eine kleine Kulturwelt schafft, in deren Mitte er wie ein König lebt, und nach außen mit unermüdlichem Eifer in Flugschriften auf Flugschriften die Sache der Glaubensfreiheit führt und für die Unschuldigen, die gerade damals der Glaubensfanatismus mit unerhörter Grausamkeit und Frivolität hingeopfert hatte, die öffentliche Gerechtigkeit fordert. Hier sehen wir nichts von Voltaireschem Eigennutz, sondern die besten menschlichen Empfindungen im Aufruhr gegen die Untaten des Glaubensdespotismus und mit der Macht des Wortes siegreich im Kampfe gegen die Gewalt unmenschlicher Gesetze. Es war einer der schönsten

Digitized by Google

Triumphe Voltaires, daß drei Jahre, nachdem Jean Calas zu Toulouse unschuldig hingerichtet war, auf die grausamste Weise, der oberste Gerichtshof in Paris das Urteil für nichtig erklären mußte (9. Mai 1765). „Während dieser drei Jahre", pflegte Voltaire zu sagen, „ist kein Lächeln auf meine Lippen gekommen." Wollen wir dieses Wort auch nicht buchstäblich nehmen, so ist doch die Empfindung durchaus wahr, die es ausdrückt. Er hat nicht geruht, bis Jean Calas gerächt war. Ihn trieb etwas von dem Rachegeist, der aus Strömen unschuldig vergossenen Blutes endlich erwacht war. Ohne ein Cato zu sein, hatte er sein ceterum censeo. Das Wort, womit viele seiner vertrauten Briefe enden, hieß „écrasez l'infâme", er meinte die superstition und deren kirchlich hierarchische Herrschaft. „Wir dürfen nie vergessen", sagt Strauß am Schluß seines vorletzten Vortrags, „daß es die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christentum kehrten, und wenn er in einer seiner angeblichen Londoner Homilien den Satz aufstellt: «Wer mir sagt: denke wie ich oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich oder ich bringe dich um» — hat dieser Satz vielleicht an seiner furchtbaren Wahrheit etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?" Vielmehr ist dieser Ausspruch in unsern Tagen so wahr, daß ihn sogar alle jene Bischöfe, die unlängst den Papst um Schonung ihres Lebens angefleht haben, bestätigen können mit einem Wort, wie es scheint, aus „unfehlbarem" Munde!

Strauß' Darstellungskunst, deren klassische Vollkommenheit jedem bekannt ist, hat sich in diesem Werke noch in einer ganz besonderen Meisterschaft bewährt. Er umfaßt das vollständige Bild des Lebens und der geistigen Persönlichkeit Voltaires der ganzen Ausdehnung nach in sechs Vorträgen, es ist nicht möglich konzentrierter zu schreiben, und doch hat man nirgends das Gefühl, daß in der Darstellung etwas

Digitized by Google

weder am Stoff noch an der Form gespart wäre. Mit voller Bequemlichkeit werden die Züge auseinandergelegt, so daß sie sich nicht drücken und drängen oder gegenseitig Eintrag tun, im Gegenteil, sie entfalten sich mit aller Anschaulichkeit und treten so auseinander, daß jeder in seinem vollen Licht erscheint. Der Verfasser hat Muße, seine Erzählung zu unterbrechen, Ruhepunkte zu nehmen, um eine Seite der geistigen Persönlichkeit Voltaires in ihrem ganzen Umfange zu erleuchten; er wählt zu diesen Reflexionen mit wahrhaft künstlerischer Ökonomie die bestgelegenen Stellen der Lebensgeschichte, so daß die Charakteristik, welche er gibt, aus der vorhergehenden Erzählung biographisch unterstützt wird und auf die nächstfolgende selbst erhellend und fortbewegend einwirkt. So läßt er im zweiten Vortrage, da wo mit der Zaïre ein Höhepunkt in der dramatischen Entwicklung Voltaires erreicht ist, die Erzählung ruhen und betrachtet Voltaire als Dichter; wir sehen dem Talent auf den Grund und erkennen es ganz in seinem reformatorischen Gewicht wie in seiner persönlichen und nationalen Beschränkung; das poetische Gebiet, in welchem Voltaires eigenste Denk- und Empfindungsweise mit seinem Talent völlig zusammengeht, ist weniger die Tragödie als das komische Epos: hier finden wir ihn in seinem wahren Element, und nichts ist zur Kenntnis des Poeten Voltaire erleuchtender als der Einblick, den uns Strauß in die Entstehung, die Komposition und die Motive der „Pucelle" mit wenigen Zügen eröffnet. Er begleitet sie noch mit einer höchst anmutigen Übersetzung der Eingangsverse, deren Schluß den Schlüssel des Gedichts enthält:

„Was mich betrifft — ihr habt ja nichts dawider —,
So lieb' ich mehr ein Lämmchen, sanft und gut;
Doch in Johanna pochte Löwenmut,
Das werdet ihr aus meinem Lied erfahren.
Bewundern sollt ihr ihre Heldenkraft,
Und allermeist, daß ihre Jungfrauschaft
Ein ganzes Jahr sie wußte zu bewahren."

Digitized by Google

In dem vierten Vortrag wird Voltaire als Erzähler, Geschichtschreiber, Geschichtsphilosoph und Stilist gewürdigt. Aus der Lebensgeschichte sind wir belehrt, welches die ersten Anregungen und in die Phantasie Voltaires niedergelegten Keime waren, woraus später die „Henriade", das „Siècle de Louis XIV" und „Charles XII" entstanden. Ich habe schon gesagt, daß in dem vorletzten Abschnitt Voltaire als philosophischer und theologischer Schriftsteller in den Vordergrund tritt und in dieser Charakteristik der eigentliche Schwerpunkt unseres Werks ruht. Wir lernen vollkommen verstehen, wie sich auf der Grundlage des Lockeschen Sensualismus Voltaires philosophische Denkweise aus sehr ungleichartigen, aber seiner Persönlichkeit homogenen Stücken zusammensetzt. Was das Verhältnis Gottes zur Welt betrifft, so ist er Dualist und darum Theist, das letztere hauptsächlich aus Nützlichkeitsgründen: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer". Bauern, Fürsten und Tyrannen brauchen einen Gott, auch die Weiber und Pächter. Die Frömmigkeit findet er beim Pächter besonders nützlich: „Glaubt er an keinen Gott, zahlt er gewiß dich schlechter". Darin liegt eine Vorstellung von der Verdorbenheit und Schlechtigkeit der menschlichen Natur, die uns erklärt, warum Voltaire nahezu Pessimist ist und die entgegengesetzte Denkweise für Charlatanismus hält. Was das Verhältnis von Seele und Körper betrifft, so ist Voltaire weniger Dualist, als er hier vielmehr eine Neigung zum Materialismus hat, also eine Richtung einschlägt, die ihn notwendig dazu führt, die menschliche Willensfreiheit zu verneinen und die Unsterblichkeit so zu bezweifeln, daß sein Zweifel der Verneinung gleichkommt. In seinem 78. Jahr schreibt er an die geistreiche du Deffand: „Ich habe einen Mann gekannt, der fest überzeugt war, daß nach dem Tod einer Biene ihr Summen nicht fortdaure; der Mann dachte wie Demokrit, und als er so alt wie dieser geworden, lachte er über alles".

„Das ist", bemerkt an dieser Stelle Strauß, „der echte

Digitized by Google

unkostümierte Voltaire, das die Mischung von Pessimismus, Skeptizismus und Ironie, die das eigentümliche Gepräge seines Geistes und Sinnes bildet." Wie inkohärent Voltaires Philosopheme sind, leuchtet ein. Man kann nicht zugleich Theist und Materialist sein, nicht zugleich die jenseitige Vergeltung bejahen und die Unsterblichkeit verneinen. Im Grunde blieb doch der Dualismus die seinem Verstand geläufigste und angemessenste Vorstellungsweise. Auch die Aufklärung selbst galt ihm als das Vorrecht einer höheren Menschensorte, der „honnêtes gens", die mit der „canaille" nichts gemein haben. „Was das Pack betrifft", sagt er in einem seiner Briefe, „so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen." Daher unterdrückte er von dem merkwürdigen Testament des Pfarrers Meslier in Etrépigny (von welchem Strauß in den Beilagen seines Buches eine Darstellung gegeben hat) weislich die politische Seite und setzte nur die religiöse in Umlauf. Will man von der Art und dem Talent Voltaires, womit er das Instrument der Aufklärung zu spielen wußte, einen recht unmittelbaren Eindruck haben, so lese man das Religionsgespräch, das er unter dem Titel „Le dîner du comte de Boulainvilliers" (1767) geschrieben und Strauß in den Beilagen im Geiste des Originals vorzüglich übersetzt hat. Der Abbé in jenem Gespräch, der die kirchliche Glaubensgesinnung weniger hat, als heuchelt, und bei dem gräflichen Mittagsmahl ebenso reichlich der Weinflasche zusetzt, als ihm selbst mit Gründen gegen den Kirchenglauben und mit den geschichtlichen Untaten des Fanatismus zugesetzt wird, findet zuletzt, daß „die Kirchengeschichte die Verdauung stört". Ich bilde mir ein, daß es heutzutage mehr als einen Abbé und viele Prälaten gibt, denen die Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas mit der Kirchengeschichte die Verdauung gestört haben.

Digitized by Google

II.

Unter Voltaires persönlichen Verhältnissen hat Strauß das bedeutsamste und geschichtlich denkwürdigste, seine Beziehung zu Friedrich dem Großen, nach allen Seiten erleuchtet und durch alle Wandlungen hindurch mit sichtlich großer Teilnahme verfolgt. In der Bewunderung für das Talent Voltaires ist Friedrich sich treu geblieben, aber sie hat ihn gegen die Charakterschwächen des Mannes nicht verblendet noch nachgiebig gemacht. Daß Voltaire mitunter den Diplomaten spielen und in Friedrichs politische Pläne eingeweiht sein wollte, hat der König als eine seiner Schwächen angesehen und behandelt. Vieles auf seiten Voltaires gegenüber dem König macht einen widerlichen Eindruck, seine stets erfolglosen diplomatischen Versuche wirken rein komisch. Voltaire als Diplomat am Hofe Friedrichs könnte als ein vortreffliches Motiv eines kleinen Lustspiels dienen. Die Bewunderung für Voltaire hat in der Seele des Königs alle Verstimmungen und aufgebrachten Affekte überlebt, während in Voltaire die Erbitterung über eine von Friedrich erlittene Unbill nie ganz ausgelöscht wurde. Durch einen Zeitraum von 42 Jahren erstreckt sich die Korrespondenz beider, nur durch wenige Lücken unterbrochen. Die Zahl der Briefe beträgt weit über ein halbes Tausend. „Es ist Entzweiung und Versöhnung, Verwicklung und Lösung und, wenn auch nicht Läuterung, doch Beschwichtigung in diesem Briefwechsel; nach den lieblichen — doch mitunter auch leichten oder manierierten — Melodien des Anfangs, den zerreißenden Dissonanzen der Mitte, denen eine lange Pause folgt, klingt es am Ende noch ebenso sanft als ernst harmonisch aus, und läßt in dem befriedigten Gemüt einen tiefen unauslöschlichen Eindruck zurück.“ „Durchaus sehen wir in diesem Briefwechsel zwei hochbegabte Menschen in freundlichem Wettkampfe begriffen, worin, was Geist und Witz betrifft, der Prinz dem Schriftsteller wenig, um so mehr der Schriftsteller dem Prinzen und König an Charakter nachsteht; oder

Digitized by Google

vielmehr es steht hierbei, wie in dem ganzen Verhältnis, zwar Talent dem Talent, dem Charakter auf der einen Seite aber auf der andern nur ein Temperament, ein lebhaftes, zu raschen Umschlägen geneigtes, fast unberechenbares Naturell gegenüber."

Selbst in die häuslichen Verhältnisse Voltaires, besonders aus der patriarchalisch-idyllischen Zeit von Ferney, gewährt uns die Erzählung einen sehr deutlichen und heitern Einblick. Zwei weibliche Genrebilder aus diesem Kreise bleiben dem Leser gewiß unvergeßlich, der Kontrast beider kann nicht wirksamer sein, das eine so häßlich, das andere so anmutig als möglich. Das häßliche Genre ist Voltaires Nichte, eine verwitwete Madame Denis, der gegenüber Voltaire mit vielem Anstande die etwas komische Rolle des gutmütigen und vielgeprellten Oheims spielt, der zwar mitunter böse wird und die diebische Nichte zeitweise verbannt, aber nie aufhört, sie brieflich zu loben. Mit ein paar Worten malt sie uns Strauß zum Sprechen. „Obwohl nichts weniger als hübsch und in der spätern Zeit dick wie ein Faß, mit Finnen und Kupfer im Gesicht, denn sie war entsetzlich faul, war sie doch immer zu Liebschaften aufgelegt, und als sie durch des Oheims Tod eine reiche Erbin geworden war, schloß sie noch mit 69 Jahren eine zweite Ehe." Das anmutige Bild ist die kleine Corneille, die Voltaire um ihres Namens willen als Enkelin des großen Corneille (was sie nicht war) gastlich bei sich aufnimmt, dann um ihrer selbst willen liebgewinnt und väterlich versorgt. In der Tat ist die Art, wie Voltaire das arme und wohlgeartete Kind erzieht, sich an ihren Fortschritten erfreut, für sie arbeitet, ihr ein Vermögen erwirbt und sie zuletzt aufs beste verheiratet, die liebenswürdigste Geschichte aus seinem Leben. Die darauf bezüglichen Briefe Voltaires hat Strauß als dritte Beilage seinem Werke zugefügt.

Ich kann nicht leugnen, daß ich während der Lektüre des Buches sehr gespannt war auf die abschließende und end-

Digitized by Google

gültige Beurteilung Voltaires, alle Faktoren ſeiner Natur zuſammengerechnet. Denn im Laufe der Erzählung ſchwankt die Wage des Urteils und mit ihr die Empfindung des Leſers. Doch Strauß iſt nicht der Mann etwas ſchwankend zu laſſen. Und er hat das endgültige Urteil, das in dieſem Fall ſchwierig genug in einen Spruch zu faſſen war, mit einer ſolchen Sicherheit, mit einem ſo menſchenkundigen Tiefblick, zugleich mit einer ſo richtigen Verteilung der Milde und Strenge gegeben, daß die „Schlußbetrachtungen" ſeines Buches ohne Zweifel zum gelungenſten und beſten gehören, was Kritik und Darſtellung in der Beurteilung eines bedeutenden und vielſeitigen Menſchengeiſtes überhaupt leiſten können. Wie ſchwierig es ſei, einen Mann wie Voltaire richtig und erſchöpfend zu beurteilen, macht ſchon die Einleitung unſeres Buches durch ein ſehr geiſtvolles bildliches Wort bemerkbar. „Mein Name iſt Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeſeners ſprechen; in der Legion waren aber neben den böſen auch zahlreiche gute Geiſter, und ſelbſt von den erſteren eigneten ſich nur wenige in Schweine, wohl aber manche in Katzen oder Affen zu fahren." Und nachdem wir das Leben Voltaires nach innen und außen kennen gelernt, läßt die Schlußbetrachtung ihr endgültiges Urteil wieder in bildlicher Weiſe beginnen. „Uns bleibt freilich, wenn wir auf das Leben Voltaires einen betrachtenden Rückblick werfen, von ſeinem Weſen ein ſtarker Erdenreſt in der Hand, und zwar ein ſolcher, von dem wir mit den Engeln im zweiten Teil des Fauſt ſagen müſſen: «Er iſt nicht reinlich». Und dies nicht bloß ſo, wie wir auch bei den edelſten Menſchen gewiſſe Mängel finden, die wir der Schwachheit der menſchlichen Natur zugute halten müſſen; bei Voltaire handelt es ſich neben den Schwachheiten auch um Bosheiten, und dieſe Flecken, weit entfernt im Glanze ſeiner Vorzüge zu verſchwinden, treten dieſen gegenüber nur deſto greller hervor und geben ſeiner Erſcheinung ein ungleiches, unheimliches Licht. Wenn ſich, wie wir in

Digitized by Google

der Epistel Judä lesen, um den Leichnam Mosis der Erzengel Michael mit dem Teufel zankte, so hat sich der Zank hoffentlich bald zugunsten des ersteren entschieden; wenn über den Leichnam Voltaires ein ähnlicher Streit sich entsponnen haben sollte, so ist zu vermuten, daß er bis heute noch nicht ausgetragen ist." Und will man, wie es Macaulay in Rücksicht auf Bacon, Friedrich der Große in Rücksicht auf Voltaire versucht hat, Vorzüge und Mängel dergestalt trennen, daß die ersten sämtlich dem Talent, die andern sämtlich dem Charakter zugeschrieben werden, so ist dies ebenso unrichtig für den gegebenen Fall als überhaupt unpsychologisch. Das heißt den Knoten nicht lösen, sondern zerhauen oder vielmehr noch einen Knoten dazu schlingen. Das Talent Voltaires hat auch seine Schwächen, der Charakter auch seine Vorzüge, und die Mängel wie die Tugenden auf beiden Seiten sind einander verwandt. Dem Talent fehlt es an Tiefe, dem Charakter an Gemüt, dort gebricht die Vollendung, hier die Reinheit. Es ist leichter zu begreifen, wie mit so vieler Geistesklarheit oft so wenig Tiefe verbunden sein konnte, als die Gegensätze in seinem Charakter aufzulösen sind: so entschiedene Proben der Habsucht und des Geizes neben so entschiedenen Proben der Freigebigkeit und Großmut; der Anblick des Unrechts stimmt ihn zum schönsten menschlichen Mitgefühl und zur aufopferndsten Tätigkeit; eine Verletzung seiner Eitelkeit oder seines Interesses stachelt ihn zur kleinlichsten, unversöhnlichsten Rachsucht. Man durchschaut ihn am besten, wenn man ihn unter dem Gesichtspunkt seines Zeitalters aufnimmt. Auch seine Fehler, sagt Strauß, erscheinen teils als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, teils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung. „Was die Zeit bedurfte, war nicht ein reines ruhiges Licht, sondern ein flackerndes funkensprühendes Feuer. Es war jetzt nicht darum zu tun, eine neue Wahrheit aus den Tiefen des menschlichen Geistes heraufzuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und an-

Digitized by Google

ziehend zu machen, und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, aus dem Wege zu räumen. Ersteres geschieht am besten durch leichten, anmutigen Vortrag, letzteres durch Scherz und Spott; wer war in beiden ein größerer Meister als Voltaire? Das Geschäft muß aber auf vielen Punkten angegriffen, und die Anläufe müssen in immer wieder anderer Art unabläßig wiederholt werden; wer war vielseitiger, allgegenwärtiger, unermüdlicher als Voltaire? Wie wäre aber diese Beweglichkeit ohne Reizbarkeit möglich, wie wäre mit dem leichten Scherz und Spott ein würdiger Ernst vereinbar gewesen? Ich sage nur, daß selbst Voltaires Fehler zum Teil Mittel für sein Wirken, ich sage nicht, daß sie darum keine persönlichen Fehler gewesen sind. Daß sie dies in der Tat waren, zeigt sich darin, daß sie sich als solche bestraft haben. Unter seiner Eitelkeit, Rachsucht, Habsucht hat Voltaire selbst am meisten gelitten. Er lebte selten im Vollgefühle seiner Kraft, seines Wirkens, seines Wertes; die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen. 'Er ist, wie wir alle, nur so weit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist.“ „Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert wie — mit seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt aber hat er wie noch wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt, oder doch angefeilt.“ „Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet haben, was ihm nicht verliehen war; Deutsche, Protestanten, haben der Menschheit gegeben, was von dem Franzosen, auf dem Boden des Katholizismus erwachsen, nicht verlangt werden durfte. Wenn es ein richtiger Instinkt des französischen Volks gewesen ist, im Pantheon neben Voltaire als seine ergänzende Hälfte den im Leben ihm so widerwärtigen Rousseau aufzustellen, so wird im Elysium

Digitized by Google

unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den ihm moralisch so wenig achtbaren, poetisch so wenig zusagenden Dichter des Mahomet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen. Kurz, Gretchen mag an der Physiognomie desjenigen, den sie so ungern in der Gesellschaft ihres Heinrich sieht, noch so viel auszusetzen haben, Faust hat doch recht, wenn er meint: es müsse auch solche Käuze geben; und daß dem Herrn unter den Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last ist, hat er ja selbst gesagt."

Während ich diese Zeilen schreibe, erfahre ich, daß das eben erschienene Buch schon eine neue Auflage erfordert — ein Beweis, daß es jene doppelte Anziehungskraft, von der ich im Eingang sprach, sogleich geübt hat. War Voltaire nach dem Ausspruch Goethes der höchste unter den Franzosen denkbare und dieser Nation gemäßeste Schriftsteller, so ist er in dem vorliegenden Werk von einem deutschen Denker dargestellt worden, der unter den wissenschaftlichen und kritischen Schriftstellern, welche dieses Jahrhundert gesehen hat, unstreitig einer der ersten und mächtigsten ist. Das geistige Frankreich mit dem geistigen Deutschland verglichen, so ist längst entschieden, bei wem hier die Hegemonie stattfindet. Auch dieses Buch gibt dafür ein sprechendes Zeugnis. Die Veranlassung, welche das Buch ins Leben gerufen, verdient eine besondere Hervorhebung. Diese Vorträge über Voltaire sind gewidmet „Ihrer königlichen Hoheit Alice Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für die sie geschrieben, von der sie freundlich angehört wurden". Daß eine Fürstin unserer Zeit ein solches Buch und einen solchen Schriftsteller zu würdigen weiß, verrät einen großen Sinn und, wenn man sich die gewöhnliche Art unserer Höfe und die Natur ihrer Zerstreuungen vergegenwärtigt, eine unvergleichlich seltene Denkweise.

Digitized by Google

Anhang.*)

Davides Straussius, humilis biographus,
Cunoni Fischero, philosopho procero,
Salutes mittit tam multas, quot habent philosophi Heidelbergenses cogitationes stultas,
Et dicit tot suavitates, quot faciunt sacrificuli pravitates,
Et optat tot gaudia, quot ipse olim hausit e Monacensi cerevisia.

Mihi valde doluit, quod Vestra Profunditas se non potuit resolvere, nobiscum iter Manhemium facere: eramus ibi satis laeti et sedebamus in Voluptate Rhenana, bibentes cerevisiam et sinentes nos perflare a vento, et Rappius loquebatur multa de omnibus avibus quae sunt sub coelo, et dicebat nunc se intelligere cur Indis olim interdictum fuerit, in Gangem spuere: modo se spuere voluisse de ripa in Rhenum, sed prohibitum a quadam religione, libentius in terram spuisse.

Vectio mea Rhenana non erat favoriscata a tempestate, coelum erat nubilum, et pluebat fere semper, et montes et oppida et ruinae in ripa habebant unam tristem speciem; sed ego mihi ex hoc non multum feci, quia ripas Rheni novi intrinsecus et extrinsecus, et habui mecum Epistolas obscurorum virorum, in quibus legebam in cajuta, et quoties ibam supra tabulatum navis, meditabar super Hutteno, et disponebam materiam et concinnabam capitula, et excogitavi mihi jam multas sententias directrices, quae apparebunt in illo libro, et Vestrae benignitati non displicebunt, ut spero. Etiam scribendo me intertenebam, ut exempli gratia hujus epistolae

*) Vgl. Einleitung, S. 14.

Digitized by Google

bonam partem scribebam calamo plumbeo, sedens in tabulato inter multos homines, quando praetervehebamur fabulosam illam Loreleyam, de qua unus poeta modernus, gente Judaeus, nomine Heinius, fecit unum poema, quod homines laudant, et ego non vitupero, licet et hoc ipsum poema allium redoleat vehementer.

In meo adventu hic neque Delium neque Boeckingium offendi domi, uterque profectus erat Coloniam, et Delius, sub vesperam reversus, non procuraverat mihi domicilium, sed Boeckingius, cum hodie eum visitarem, non permisit me alibi habitare quam domi suae, ubi nunc incolo unam ex quattuor turribus, quae domum coronant, et video per fenestram in Rhenum et septem montes, et pervenio per scalam cochlearem in bibliothecam patris familias, et ex hoc in cameram Huttenicam. In hac inveni Huttenicorum tantam multitudinem, ut nesciam ubi incipere, et non potero me expedire tam cito ut cogitaveram, et rogo Vos, ut mihi mittatis excerpta mea Huttenica omnia, quorum acervum invenietis super meo standipultio ad sinistram, et velitis dare ad Postam, sed non francare ut olim fecistis cum aliquibus epistolis, quae res me posuit in multam sollicitudinem. Et velitis esse tam bonus, et mittere hanc epistolam inclusam meae filiae in instituto, ne me exspectet nimis mature.

Dahlmannium et Jahnium jam visitavi et reperi quod Dahlmannius admodum similis est uni apostolo in coena domini Leonardi, et apud Jahnium vidi picturam, secundum quam facta est imago illa Mozartii ante ejus vitam a Jahnio descriptam, quae imago nobis displicuit propter suam exilitatem, sed pictura est admodum pulchra, et sic potest Mozartius exvidisse in sua adolescentia. Etiam Claudium Grotium salutavi et hominem amoenum in eo reperi.

Jam iterum saluto vos ut supra, et opto vobis mox correcturas e Lipsia,

Et vestram uxorem non minus, quae est unus verus angelus,

Nec non filiam lepidissimam, cui opto valetudinem prosperam,

Saluto etiam Dominum Gervinum, qui juravit poetis odium internecinum,

Et bibit libenter vinum cum herbis, et respuit Musicam sine verbis,

Digitized by Google

De quo latius confabulabimur, quando iterum Edingam spatiabimur,

Nam hoc facit sitim egregiam; sed nunc claudo meam epistolam,

Quae est scripta partim in navi, partim Bonnae in meo conclavi,

Quod habet prospectum pulchrum satis, dominica prima post Trinitatis.

Digitized by Google

Literarische und kleine Schriften.

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes Iphigenie. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Goethes Tasso.) 8°. geheftet M. 8.—, fein Halbleder geb. M. 10.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Goethes Iphigenie. 3. Aufl. 8°. geheftet M. 1.20.
Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 8°. geheftet M. 1.80.
Goethes Tasso. 3. Aufl. 8°. fein Lwd. geb. M. 6.—.

Goethe-Schriften. Zweite Reihe. (Goethes Sonettenkranz. Goethe und Heidelberg. Goethes Faust 1. Band.) 8°. geheftet M. 7.—, fein Halbleder geb. M. 9.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Goethes Sonettenkranz. 8°. geh. M. 2.—.
Goethe und Heidelberg. 2. Aufl. 8°. geheftet M. 1.—.
Goethes Faust. 1. Band. 5. Aufl. 8°. geheftet M. 4.—, fein Leinwandband M. 5.—, fein Halbfranzband M. 6.50.

Goethe-Schriften. Dritte Reihe. (Goethes Faust 2. Band. Goethes Faust 3. Band, Goethes Faust 4. Band.) 8°. geheftet M. 18.—, in zwei Teilen in fein Halbleder geb. M. 22.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Goethes Faust. 2. Band. 5. Aufl. 8°. geheftet M. 4.—, fein Leinwandband M. 5.—, fein Halbfranzband M. 6.50.
Goethes Faust. 3. Band. 2. Aufl. 8°. geheftet M. 7.—, fein Leinwandband M. 8.—, fein Halbfranzband M. 8.50.
Goethes Faust. 4. Band. 8°. geheftet M. 7.—, fein Leinwandband M. 8.—, fein Halbfranzband M. 8.50.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen Schiller als Komiker.) 8°. geheftet M. 6.—, in Leinwand M. 7.50, fein Halbleder geb. M. 8.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen". 8°. geheftet M. 4.—, fein Lwd. geb. M. 5.—.
Schiller als Komiker. 2. neubearbeitete u. vermehrte Aufl. 8°. geheftet M. 2.—.

Schiller-Schriften. Zweite Reihe. (Schiller als Philosoph. 1. u. 2. Buch.) 8°. geheftet M. 6.—, in Leinwand M. 7.50, fein Halbleder geb. M. 8.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Schiller als Philosoph. 2. neubearb. und verm. Aufl. In zwei Büchern. Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. 8°. geheftet M. 2.50. Zweites Buch. Die akademische Zeit 1789—1796. 8°. geheftet M. 3.50. Beide Teile fein Lwd. geb. M. 7.50.

Kleine Schriften. Erste Reihe. (Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik.) 8°. geheftet M. 8.—, fein Halbleder geb. M. 10.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Ueber die menschliche Freiheit. 3. Auflage. 8°. geheftet M. 1.20.
Ueber den Witz. 2. Auflage. 8°. geheftet M. 3.—, fein Lwd. geb. M. 4.—.
Shakespeare und die Bacon-Mythen. 8°. geheftet M. 1.60.
Kritische Streifzüge wider die Unkritik. 8°. geheftet M. 3.20.

Kleine Schriften. Zweite Reihe. (Shakespeares Hamlet. Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. Der Philosoph des Pessimismus. Großherzogin Sophie von Sachsen.) 8°. geheftet M. 8.—, fein Halbleder geb. M. 10.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Shakespeares Hamlet. 2. Aufl. 8°. geheftet M. 5.—, fein Lwd. geb. M. 6.—.
Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. 2. Aufl. 8°. geheftet M. 1.—.
Der Philosoph des Pessimismus. Ein Charakterproblem. 8°. geheftet M. 1.20.
Großherzogin Sophie von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande. 8°. geheftet M. 1.20.

Kleine Schriften. Dritte Reihe.
Großherzog Alexander von Sachsen. 8°. geheftet M. 1.60.

Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling. geheftet M. 3.—.
Erinnerungen an Moritz Seebeck. geheftet M. 2.80, in Leinwand M. 3.50.
Die Schicksale der Universität Heidelberg. Seltrede. geheftet M. 2.—, in Leinwand M. 3.—.
Shakespeares Charakterentwickelung Richards III. geheftet M. 2.—.
Anti-Trendelenburg. geheftet M 1.20.
Die Apologie meiner Lehre nebst Replik auf die „Abfertigung" des Herrn Schenkel. geheftet M. 1.20.
Das Interdikt meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel. geheftet M. 1.—.

Digitized by Google

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Philosophie im Beginne des 20. Jahrhunderts.

Festschrift für Kuno Fischer.

Herausgegeben von

W. Windelband.

Zweite verbesserte und um das Kapitel Naturphilosophie erweiterte Auflage.

Geheftet 14 Mark, in Halbfranz gebunden 17 Mark.

Inhalt: An Kuno Fischer von Otto Liebmann. — Psychologie von Wilhelm Wundt. — Naturphilosophie von Theodor Lipps. — Logik von Wilhelm Windelband. — Ethik von Bruno Bauch. — Rechtsphilosophie von Emil Lask. — Geschichtsphilosophie von Heinrich Rickert. — Religionsphilosophie von Ernst Troltsch. — Ästhetik von Karl Groos. — Geschichte der Philosophie von Wilhelm Windelband.

„Kuno Fischers hervorragende Stellung in der wissenschaftlichen Welt konnte nicht besser illustriert werden als durch die Tatsache, daß sich eine Anzahl hervorragender Gelehrter verbunden hat, um in einer ihm zu überreichenden Festschrift über den gegenwärtigen Stand der Philosophie zu berichten. So ehrenvoll aber ein solches Unternehmen für den Gefeierten, so schätzbar und willkommen darf es dem Leser sein. Die sonstige Gefahr von Sammelschriften, ein zusammenhangloses Nebeneinander von Einzeluntersuchungen zu bringen, ist bei dem hier verfolgten Plane gänzlich vermieden, verbindet doch eine gemeinsame Idee alle Mannigfaltigkeit und wird diese selbst zu einem reinen Vorteil, indem auf jedem Teilgebiet kompetente, ja führende Mitarbeiter das Wort ergreifen. Auch das darf nicht als ein Nachteil erscheinen, daß sich unter den Berichterstattern nicht nur anerkannte Meister, sondern auch jüngere Kräfte befinden . . . enthält dieser erste Band so viel Bedeutendes und Anziehendes, daß er allgemeinster Beachtung und Schätzung nur empfohlen werden kann . . ."

(Rud. Eucken in Beilage zur „Allgem. Zeitung".)

Kuno Fischer.

Ein Nachruf

von

Ernst Traumann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre. — 1 Mark.

Kuno Fischer.

Gedächtnisrede

bei der Trauerfeier der Universität in der Stadthalle zu Heidelberg
am 23. Juli 1907 gehalten

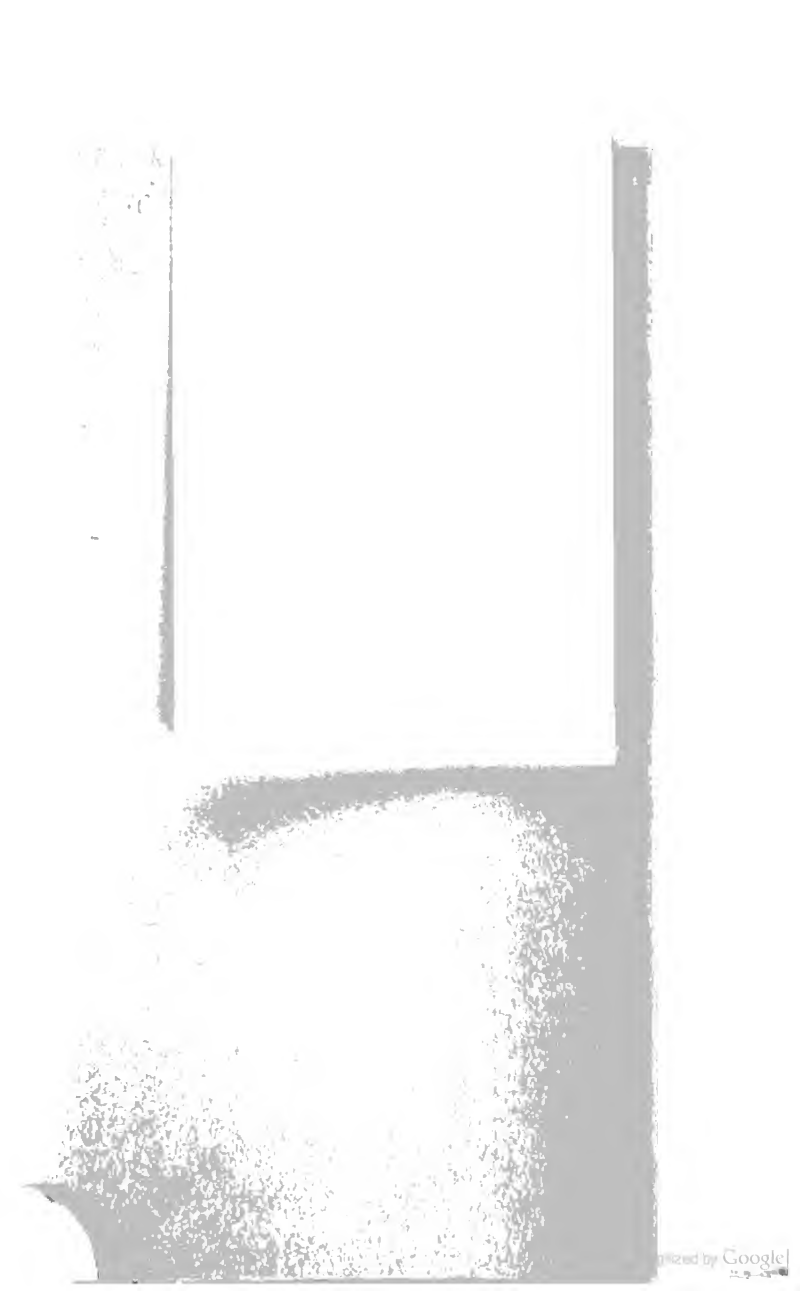
von

Wilhelm Windelband.

80 Pfennig.

L. F. Winterische Buchdruckerei.

Digitized by Google


Digitized by Google

FISCHER, Kuno.
Über David Friedrich Strauss.

B
3343
.F57

Digitized by Google